

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wilhelms Höhe	263
Wünsche der deutschen Müller. Von Friedrich Kleinwachter	292
Angelken. Von Steiner-Offen, Hoff, Strauß, Schwab, Hilde	299
Die Konjunktur. Von Leben	302

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co.,

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: UIRICUS.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Kunstgewerb. Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten, Standuhren

Gegen bequeme Monatszahlungen

Krasses Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxus-Artikel gegen monatliche Anzahlungen liefert. — Katalog K kostenlos.

Sieckin & Co., Dresden-A. 1. (i. d. Schweiz), Bodenbach 2 i. B. (i. Österr.).

MORGEN

Wochenschrift. HERAUSGEBER: W. SOMBART, RICH. STRAUSS, GEORG BRANDES, RICHARD MÜTHER, HUGO VON HOFMANNSTHAL. ::

Die Wochenschrift verlegt die Verlagsanstalt „Die Zukunft“ in Berlin.

Aus dem Inhalt des Heft 10 v. 16. August:

Karl Jentsch	Der Krieg.
Karl Schnitzler	Politik.
Georg Brandes	Villa San Remigio.
Wilhelm Bölsche	Bei Pater Wasmann.
Bernard Shaw	Der Liebhaber. (Komödie II.)
Felix Holländer	Die Witwe. (Schluss).

Rundschau:

Alfred Lansburgh	Börse.
------------------	--------

== JEDES HEFT 50 PFENNIGE. ==

MARQUARDT & Co., BERLIN W⁵⁰, EISLEBENERSTR. 14.



Berlin, den 24. August 1907.

Wilhelms Höhe.

Villafranca.

Am fünften April 1906 sprach im Deutschen Reichstag der Kanzler: „Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebnis richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen. Wir haben wirtschaftliche Interessen in Marokko, in einem unabhängigen, bisher noch wenig erschlossenen, zukunftsreichen Lande. Wir waren Theilhaber an einer internationalen Konvention, die das Prinzip der Gleichberechtigung enthielt. Wir besaßen aus einem Handelsvertrag die Rechte der meistbegünstigten Nation. Darüber nicht ohne unsere Zustimmung verfügen zu lassen, war die Frage des Ansehens der deutschen Politik, der Würde des Deutschen Reiches, in welcher wir nicht nachgeben durften. Was wir wollten, war, zu bekunden, daß das Deutsche Reich sich nicht als *quantité négligeable* behandeln läßt; daß die Basis eines internationalen Vertrages nicht ohne Zustimmung der Signatarmächte verrückt werden darf. Unseren Unterhändlern bin ich die Anerkennung schuldig, daß sie die deutschen Forderungen mit eben so viel Festigkeit und Zähigkeit wie Umsicht vertreten haben. Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeioorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Besöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereit finden lassen. Die Konferenz von Algésiras hat, wie ich glaube, ein für Deutschland und Frankreich gleich befriedigendes, für alle Kulturländer nützlichcs Ergebnis geliefert.“ („Lebhafter Beifall.“) Zwei Tage nach dieser Rede wurde in der Bezirkshauptstadt der Provinz Kadix, wo die Mauren einst in Europa eingebrochen waren und wo, am zwölften Juli 1801, England die Armaden

Frankreichs und Spaniens besiegt hatte, das Schlußprotokol unterzeichnet. „Unerschütterlich“ (auch dieser Satz ist in der Rede des Kanzlers zu lesen) „haben wir an dem großen Grundsatz der offenen Thür festgehalten, der neben der Wahrung des deutschen Ansehens uns in der ganzen Marokkoaktion geleitet hat und leiten mußte.“ Die Thür war offen. Deutschland aber brachte nicht mehr so viele Waaren ins Scherifenreich wie früher; im Hafen von Casablanca allein ist die deutsche Einfuhr um fast vier Prozent zurückgegangen. Noch an zwei anderen „großen Grundsätzen“ hatten die Vertreter des Deutschen Reiches in Algessiras unerschütterlich festgehalten. Die Souveränität des Sultans durfte nicht geschmälert, die Integrität seines Landes mußte gewahrt werden. Bald ward erwiesen, daß der Sultan nicht nur über die Stämme, die seinen Vorfahren schon Wehrdienst und Steuer weigerten, keine Gewalt erworben hatte, sondern auch im Belad el-Maghzen, in dem seiner Hoheit unterthanen Bereich, fast völlig machtlos ist, für Ordnung und Sicherheit nicht zu bürgen vermag. Und die Integrität seines Landes? Als der französische Arzt Rauchamp (nicht ohne eigene Schuld, wie behauptet wurde) ums Leben gelommen war, besetzte Frankreich die Grenzstadt Ujdja. Schon einmal hatte dort, nach dem Kampf gegen Abd el-Kader, die Tricolore geweht. Nicht lange. Auch jetzt sollte sie rasch wieder verschwinden. Herr Bichon, der Minister des Auswärtigen, sagte im Parlament: *L'occupation sera essentiellement provisoire; elle durera jusqu'au jour où toutes les satisfactions demandées seront obtenues.* Diese Rede lasen wir in den ersten Apriltagen. Jetzt naht der Herbst: und Ujdja ist noch in französischem Besitz. Warum die Räumung beschleunigen? Die Einwohner von Ujdja haben schon im Sommer 1903, als der Anmarsch des Präidentenheeres sie bedrohte, Hilfe von Frankreich erbeten und sich bereit erklärt, die Oberhoheit der Republik anzuerkennen. Damals lehnte Delcassé den Vorschlag ab, weil er fürchtete, die im Grenzbezirk entstehende Agitation könne einzelne Großmächte verstimmen. Im April 1907 war zu solcher Besorgniß kein Grund mehr. Nach der ersten Meldung hatte Herr von Tschirschky dem Botschaftsrath Lecomte artig erklärt, Deutschland werde der Okkupation von Ujdja nicht widersprechen. Frankreich konnte sich also Zeit lassen, konnte, wenns nöthig schien, an noch sichtbarerer Stelle den Muslimen zeigen, daß es die Kraft habe, auch wider deutschen Wunsch seinen Willen durchzusetzen. Die Algessirasakte? Die, hieß es im Frühling hier, schreckt nur noch furchtsame Kinder; das Schicksal des Präliminarvertrages von Villafranca wurde ihr prophezeit.

Juni 1859. Franz Joseph ist bei Solferino von den Franzosen zum Rückzug gezwungen worden. Benedek, der bei San Martino den Angriff der Piemont-

tesen abgewehrt hat, will auch gegen Louis Napoleon den Kampf wieder aufnehmen. Der Kaiser, der mit feuchtem Auge im Kriegsrath sitzt, widerspricht. Zwanzigtausend Menschen färben mit ihrem Blut das Schlachtfeld. „Lieber eine Provinz verlieren als noch einmal solche Gräuel sehen!“ Die Lombardei wurde aufgegeben; das österreichische Heer ging nach Verona und hinter die Etsch zurück. Doch auch Napoleon war des Gemepels müde. Der Krieg bot noch manche Schwierigkeit. Die Festungen im Mincioviereck schienen stark. Wenn die weltliche Herrschaft des Papstes gefährdet wurde, blieb der französische Klerus nicht ruhig. Alexander Nikolajewitsch, Frankreichs Freund, sah ärgerlichen Blickes auf die italienische Revolution. Jerome Bonaparte hatte keine Aussicht, den ihm vom Better zugedachten toskanischen Thron ersteigen zu können; nicht eine Stimme sprach, wo das Volk frei reden durfte, für den Fremdling. Und Preußen schien entschlossen, für die Integrität des österreichischen Gebietes zu kämpfen. Ohne Hoffnung auf russische Hilfe dem Ansturm aller deutschen Stämme trotzen? Das dünkte den nervösen Caesar allzu gefährlich. Und da Franz Joseph den Preußen einen Prestigezuwachs, den ein Sieg über Frankreich ihnen bringen mußte, nicht gönnte, war der Weg zum Frieden nicht weit. Freilich auch keine Zeit zu verlieren. Am neunten Juli schrieb Bismarck aus Petersburg an Schleinitz, der preußische Vorschlag (bewaffneter Intervention) sei von Gortschakow „avec empressement et sans phrase“ angenommen worden. „Unter den russischen Militärs, auch denen der sogenannten deutschen Partei, ist übrigens die Stimmung gegen Oesterreich noch immer so, daß mir der Baron Lieven, ein älterer Herr und Chef des Generalstabes, gestern sein lebhaftes Bedauern über die Nachricht von einem Waffenstillstand äußerte, weil die Nemesis ihr Werk an Oesterreich noch lange nicht vollendet habe. Ich fürchte nur leider, daß dieser Göttin die Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit durch diese Pause nicht wird benommen werden. Oesterreich wird thun, was es kann, um das Vermittlungswerk scheitern zu lassen. Szekhenyi sagt mir Das ganz offen, mit dürren Worten; und so lange Graf Rechberg Hoffnung hat, die Armee und die Finanzen Preußens für Oesterreich, auszunützen zu können, wird er jedenfalls lieber versuchen, ob preußisches Blut Italien nicht wieder ankitten kann, ehe er es aufgibt. Die Schläge, die uns treffen, thun ihm nicht weh; und sollte der Verbrauch unseres Vermögens den Bankerott nicht abwenden können, so ist Oesterreich dabei doch vielleicht im Stande, sich aus der gemeinschaftlichen Masse auf unsere Kosten schadlos zu halten. Ich fürchte, wenn wir Krieg machen, Oesterreichs Verrath mehr als Frankreichs Waffen.“ Zu dieser Probe kam nicht. Als Minister hätte Bismarck, nach Magenta und Solferino, wohl versucht, Oesterreich einzuschüchtern und ein

Bundesverhältniß herzustellen, das Preußen die ihm in Deutschland gebührende Macht gab. Dann wäre die Heilung *ferro et igni* vielleicht unnöthig gewesen. Als Gesandter mußte er dem berliner Befehl gehorchen. Thats aber ungern; denn die Zeit schien ihm einem Kriege gegen Frankreich nicht günstig. „Wir opfern uns für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab und es bekommt Lust. Wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Und wenn es uns schlecht geht, werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Wind und Jeder, dessen Residenz französische Einquartirung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten.“ Als Schleinitz den Brief vom neunten Juli erhielt, war der Gegenstand dieser Sorge schon weggeräumt; war in Villafranca der Präliminarvertrag unterzeichnet. Oesterreich, das von seinen zwölf Armecorps neun schon in Italien hatte, konnte keinen zuverlässigen Ersatz heranziehen. Ungarn war unruhig, auf Magyaren und Kroaten im Feld nicht zu rechnen, für die neuen Corps nur ein Haufe schlecht gedrillter Rekruten verfügbar. Der Generalstab wußte kaum, woher er die achtzigtausend Mann nehmen sollte, mit denen Oesterreich, nach dem Bundesrecht, Deutschland am Rhein vertheidigen mußte. Grund genug zur Nachgiebigkeit. Die Neigung mehrte sich noch, als der Franzosenkaiser in Villafranca Franz Joseph erzählte, Preußen habe in London und Paris vorgeschlagen, nicht nur die Lombardei, Modena, Parma, Toskana zu vergeben, sondern auch Venetien von Oesterreich zu trennen, und diesem Vorschlag die Zustimmung Palmerstons und Gortschakows gewonnen. Die Geschichte war, wie Persigny, Frankreichs Vertreter in London, bald verrieth, erfunden; wirkte aber auf die umdüsterte Seele des Habsburg-Lothringers, der in kurzer Regentenzeit draußen und drinnen so bittere Erfahrung gesammelt hatte. Die Verhandlung währte nicht lange. Dann diktirte Rechberg den Vertragssentwurf, den Louis Napoleon mit eigener Hand niederschrieb.

Die Lombardei wurde an Sardinien abgetreten. Venetien, Mantua und Peschiera blieben österreichisch. Die vertriebenen Fürsten von Toskana und Modena sollten ihre Throne wieder besteigen; doch dürfe zu dieser Wiedereinsetzung Waffengewalt nicht mitwirken. Reformen im Kirchenstaat, liberale Verwaltung Venetiens, ein italiischer Staatenbund, dem Oesterreich angehören und der Papst präsidiren werde: all diese Punkte waren am elften Juli 1859 schnell erledigt. Die Details konnten auf der zürcher Konferenz in aller Ruhe besprochen werden. Wurdens auch. Als am zehnten November dann aber der endgiltige Vertrag unterzeichnet wurde, waren die wichtigsten Bestimmungen schon obsolet geworden. Venetien blieb zwar (bis nach König-

graech) österreichisch. Doch das Schreckbild der Knechtung Italiens, das Cavour aus dem Ministerium trieb, stand nur noch auf dem Papier und nie kam der Tag, der Italien vom Papst, von Oesterreich und dessen Agnaten beherrscht sehen sollte. Die Boten Cavour's, der nicht mehr verantwortlich, aber noch eine Macht war, eilten nach Florenz und Bologna, Parma und Modena und brachten die Ordre, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, die Rückkehr der alten Fürsten aber nicht zu dulden und durch Massenabstimmung die Vereinigung mit Sardinien beschließen zu lassen. Also geschah's. Vier Wochen nach Villafranca huldigten die vier Provinzen, wider den Willen des Papstes und der beiden Kaiser, dem König Victor Emanuel. Aus dem Vatikan kam der Bannstrahl, aus der Hofburg ein zorniger Protest; aus Paris? Louis Napoleon war der Mann des Plebiszits und durfte die Volksabstimmung nicht für nichtig erklären. Waffengewalt hatte er selbst ausgeschlossen; vielleicht, wie Franz Joseph, geglaubt, die vertriebenen Landesväter würden von jubelnden Schaa- ren zurückgeholt werden. Jetzt war nicht mehr viel zu thun. Als Ertrag der Aktion nur der vertiefte Zwiespalt der deutschen Stämme zu betrachten. Nicht in Oesterreich nur: auch hinter der Mainlinie hieß es, Preußens Zauderpolitik habe den Bundesgenossen geschädigt und die Reichsmacht geschmälert. Die Schwarzweissen, die gemurrt hatten, als die von der Erneuerung einberufene Landwehr, ohne Etwas geleistet zu haben, heimgeschickt wurde, spürten, wie im Süden der Groß gegen sie wuchs, fühlten aber auch, wie das italiische Beispiel die alten Einigungswünsche der Nation förderte, und schwankten thatlos zwischen quietistischen und großdeutschen Stimmungen. Mit Frankreich oder Sardinien, schrieb Bismarck an Gerlach, will ich nicht gehen, weil ich's im Interesse unserer Sicherheit für bedenklich halte. „Wer in Frankreich oder Sardinien herrscht, ist mir dabei, nachdem die Gewalten einmal anerkannt sind, ganz gleichgiltig und nur eine thatsächliche, keine rechtliche Unterlage. Mit meinem eigenen Lehnherrn stehe ich und falle ich, auch wenn er meines Erachtens sich thöricht zu Grunde richtete; aber Frankreich bleibt für mich Frankreich, mag Louis Napoleon oder Ludwig der Heilige dort regiren, und Oesterreich bleibt mir das Ausland, ich mag es bei Hofkirch oder vor Paris ins Auge fassen. Den Moment, wo man Sardinien gegen Frankreich den Rücken hätte stärken können, halte ich für vergangen oder zukünftig und wegen heimischer Personalverhältnisse für entfernt; ich halte es aber nicht für unerlaubt“. So weit war's noch nicht. Napoleon, der in Plombières-les-Bains 1858, im Gespräch mit Cavour, dem Programm der Nationalpartei fast rückhaltlos zugestimmt, dann die Parole „Frei bis zur Adria“ ausgegeben, nun aber mit Rom, Wien und

mit seiner eigenen Klerisei zu rechnen hatte, wollte die Birrniß zuerst durch einen Kongreß der fünf Großmächte beseitigen lassen. Dafür war der Papst nicht zu haben. Derrührte sich nicht; reformirte auch den Kirchenstaat nicht. Eben so hielt Oesterreich es in Venetien. Wenn die Partner das in Villafranca Vereinharte nicht ausführten, brauchte auch Frankreich sich nicht zu geniren; konnte es sich mit Sardinien verständigen. Noch während der zürcher Verhandlung ließ Napoleon eine Brochure schreiben, in der offen gesagt wurde, die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat sei dem Ansehen des Papstthumes eher schädlich als nützlich. Unter dem zürcher Vertrag war die Linte kaum trocken, als diese Schrift erschien. Walewski ging und Thouvenel kam. Am neunten Februar 1860 schrieb Bismarck an Schleinitz: „Aus dem Mißbehagen, mit welchem ganz Europa ein vergleichsweise so unbedeutendes Vergrößerungsgelüsten Frankreichs wie das Savoyische aufnimmt, läßt sich wenigstens abnehmen, daß ein so unverhältnißmäßiger Nachtzuwachs Frankreichs, wie die Rheingrenze ihn gewähren würde, von allen Staaten, auch abgesehen von ihrem Verhältniß zu Preußen, lediglich im Interesse des Gleichgewichtes mit dem Schwert bestritten werden würde und daß wir uns mit diesem Popanz so sehr nicht einschüchtern zu lassen brauchen.“ Das Ziel Napoleons war also auch in Petersburg schon bekannt. Am vierundzwanzigsten Februar telegraphirte er an Victor Emanuel, er fordere Savoyen und Nizza, wenn der König sich nicht mit der Annexion von Parma und Modena und mit dem Vilarat in der Romagna begnüge. Diese Forderung stieß bei Cavour, der, als er die Demüthigung der Nation nicht mehr zu fürchten brauchte, wieder ins Ministerium getreten war, nicht auf Widerspruch. Noch einmal wurden die Provinzen zur Abstimmung gerufen: und im März war der König von Sardinien Herr über die Romagna, Toskana, Parma, Modena. Frankreich nahm Savoyen und Nizza und ließ, zu Palmerstons Bath, erklären, erst damit habe es im Süden seine natürlichen Grenzen wiedergewonnen. Victor Emanuel war König von Italien, Nizza die Hauptstadt des Seealpenbezirkes, Frankreichs Besitz außerdem noch um die zweihundert Quadratmeilen Savoyens vergrößert. Acht Monate nach dem einträchtigen Plauderstündchen in Villafranca. Die Nacht der Thatfachen hatte das von Rechberg adoptirte Angstkind Bonapartes zum Tod verurtheilt.

Casablanca.

Die Algefirafakte hat ein Bißchen länger gehalten als der Bogen mit Rechbergs Diktat. Ein Bißchen. Am siebenten April 1906 wurde das Schluprotokol unterzeichnet. Am ersten April 1907 wehte die Fahne der Französi-

ischen Republik über Abdja. Das Altenpapier hatte einen Riß. Nicht der Rede werth. Ein Grenzneß. Was da geschieht, braucht uns, deren Hauptinteresse an den Hafenstädten haftet, nicht zu bekümmern. Genirt aber auch den Maghzen nicht. Röthigt ihn nicht zur Aufbietung aller Kräfte. War vielleicht nur eine Belastungsprobe, die zeigen sollte, was Deutschland jetzt hinzunehmen bereit sei? Der letzte Polenfürst an der Solferinobrücke blieb ruhig; und aus der Wilhelmstraße kam rasch das freundlichste Echo. König Eduard hatte es, als er in Paris war, vorausgesagt. *Chi va piano, va sano*. Uebereilung kann nur schaden. Der kluge Herr Jules Cambon, der sich in Spanien zum Spezialisten für marokkanische Angelegenheiten ausgebildet hat, löst in Berlin den Botschafter Bihourd ab und läßt merken, daß er Lust hat, über Frankreichs Wünsche und Bedürfnisse zu plaudern. In der Presse wird, hüben und drüben, von dem Streben nach „besseren Beziehungen“, nach „Annäherung“ und „Versöhnung“ der beiden Völker geredet. Als Frühlingsanfang im Kalender steht, wispert's an der Seine von einem rauhen Wort, das an der Spree vor Offizieren gefallen sein soll; allzu ernst wird's nicht mehr genommen. Clemenceau hat im Palais Bourbon gesagt, er empfinde ganz wie General Bailloud (der sehnsüchtig vom Rachekrieg gesprochen hatte) und dürfe nur nicht dulden, *qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement*. Deutschland fordert keine Erklärung; findet die Sechszwanzigerrede des Generals Bailloud eben so harmlos wie den marokkanischen Marsch des Generals Lyautey. Von Osten her droht also kein Sturm. Da noch ein beträchtlicher Theil der Ernte zu bergen ist, braucht man auch gutes Wetter. Franko-japanische, ruffo-japanische entente; Separatbund der Mittelmeermächte (mit einem stillen Theilhaber). So viele Aussperrungsversuche könnten die Berliner am Ende doch ärgern? Nein; nur müssen wir uns hübsch höflich zeigen. Die Herren Albert Honorius von Monaco, Gaston Menier und Eugen Etienne lehren mit guter Kunde heim. Als die anglo-russische Verständigung reif ist, wird der Deutsche Kaiser mit seiner Frau nach Windsor eingeladen; der Zar und der Britenkönig sagen ihm Besuche an; Eduard gedenkt in einem Yachtklubtoast plötzlich des Keffen. Seht den Himmel: wie heiter! Tag vor Tag versichern die Offiziere, Deutschland sei in der bequemsten Lage, die es sich wünschen könne. Freunde ringsum; und der Dreibund gar stark wie im Mai seines Lebens. Jetzt oder nie. Wenn Clemenceau sich nicht einen glorious summer bereitet, muß er vor dem Winterfeldzug zittern. Der im südlichen Weinland gepflückte Lorber ist dann weß. Die schlechten Nachrichten aus Heer und Flotte haben Manchen verstimmt. Die Kapitalisten weh-

ren sich gegen den Einkommensteuerentwurf, den die Radikalen doch so lange verheißen haben. Soll der große Patriot, der Gambetta und Ferry gestürzt hat, etwa fallen wie ein Dugendminister? Ein Erfolg auf dem Gebiet internationaler Politik, einer, der Armee und Marine wieder in die Sonne der Volksgunst bringt: und das Ministerium ist fürs Erste gerettet. Während der Kammerferien ist die Gelegenheit besonders günstig. Da kann die Aktion nicht von lästigen Interpellanten gestört werden; kann Zaurès nicht die Arie vom Menschenrecht singen. Deutschland? Die Versicherung, man wolle Frankreich keine Schwierigkeit machen, ist im Sommer feierlich wiederholt worden. Ein der Republik verbündeter Monarch war eben Wilhelms Gast; ein zweiter, noch mächtigerer will morgen sein. Da schreckt kein Risiko. Und der Franzose will endlich wieder hören, daß seine Rüstung noch nicht verrostet ist. *Le jour de gloire est arrivé.* Am fünften August wird Casablanca beschossen und besetzt.

Ueber diese atlantische Hafenstadt, die Erbin einer alten Portugiesensiedlung, ist in Algierstraß hitzig gestritten worden. Dürten auch da Franzosen und Spanier die Polizei organisiren? Rein, sagte Deutschland; und hätte mit seinem Veto erreicht, daß die Organisation dem schweizerischen Inspektor übertragen werde, wenn es nicht gar zu rasch nervös geworden wäre. Um jeden Preis nur den Bruch vermeiden; lieber mag auch Casablanca in die franko-spanische Machtosphäre fallen. Wieder ein Rückzug. Der sich jetzt schlimm gerächt hat. Wenn der Eidgenosse Oberst Müller (der ja nicht immer auf Urlaub zu sein braucht) eine Polizeitruppe auf die Beine gebracht hätte, wäre der *casus belli* nicht so leicht herbeizuführen gewesen. „Worauf es ankam, war, den internationalen Charakter der Polizeiorganisation zu verbürgen. Frankreich hat sich mit der gleichen Versöhnlichkeit wie wir zu einer loyalen Lösung dieser schwierigsten Frage bereit finden lassen.“ Also sprach im Reichstag der Kanzler. Wer seinen Willen durchsetzt, zeigt sich eben so versöhnlich wie der Nachgebende. Die Konferenzmehrheit hatte für den deutschen Rückzug ein schmales Brückchen gebaut. Der Herr Inspektor erhielt das Recht, sämtliche Polizeitruppen zu kontrolliren. Die belanglose Konzession wurde von lächelnden Excellenzen gern gewährt. Seitdem sind sechzehn Monate verstrichen. Frankreich und Spanien haben Casablanca nicht mit einer Schutzmannschaft beglückt. Warum nicht, da das Privileg doch mit so zähem Eifer verlangt worden war? Geschäftsgeheimniß des Westconcerns.

Niemand rügte die Unterlassung. Die Provinz Schawia, das Hinterland Casablancas, schien, nach einer guten Ernte, nicht von Aufruhr bedroht und in den Hafenstädten fühlen die Europäer, die den Eingeborenen lohnende Ar-

beit schaffen, sich ziemlich sicher. Da wurden an Bauarbeiten beschäftigte Franzosen von fanatischen Musulmanen gemordet; mit ihnen spanische (und ein italienischer) Handlanger. Leider nichts Neues in Nordafrika; unter Berbern lebt sich nicht so gemüthlich wie am Martyrberg (wo die Apachen aber auch manches heiße Herz kalt machen). Neu scheint nur die Gewißheit, daß der Sultan gegen solche Ausbrüche des Fremdenhasses nichts vermag. Abd ul Uziz wird sein Bedauern aussprechen, Entschädigung gewähren, ein paar braune Strolche hinrichten und ihre Köpfe durch die Straßen tragen lassen: und über ein Kleines wird Alles sein, wie es vorher war. Damit kann Frankreich sich nicht begnügen. Die Besetzung von Udja hat auf den Maghreb nicht gewirkt: nun soll er die Geißel fühlen. Casablanca war nach dem Tag des Schreckens wieder ruhig geworden. Die Scherifentruppen hatten die Kabylen aus der Stadt gescheucht, Wachtposten vor die Häuser der Europäer gestellt und im Hafen wurde friedlich gearbeitet. In der Nacht vor dem fünften Augusttag kommt die Nachricht, ein französisches Geschwader werde noch vor Sonnenaufgang Truppen landen. Ist das Geschwader denn schon auf der Rhede? Nein. Nur der Kreuzer Galilée. Der schickt im Morgengraue fünfundsiebenzig Mann an Land. Die halten sich, unter der Führung des Fähnrichs Vallande, tapfer, sind aber natürlich zu schwach, um den Arabern Furcht einzulösen. Ob sie zuerst schossen oder einen Angriff abwehrten, ist noch nicht festgestellt. Sicher nur, daß kurze Zeit nach der Landung ein wüthes Gemetzel entstand. Der Galilée überschüttet die Stadt mit Melinitgranaten; ihm gesellen sich nach ein paar Stunden der Kreuzer Du Chayla und ein spanisches Kanonenboot. Das Gefindel kriecht aus den Höhlen; von allen Seiten eilen empörte Kabylen herbei; was irgend zu erraffen ist, wird geraubt. Zwischen brennendem Gebälk häufen sich in den engen Straßen die Leichen. Um das nackte Leben zu retten, flüchten die Europäer auf die im Hafen liegenden Schiffe. Judenmädchen werden auf offener Gasse geschändet und, zu Dugenden, von den Hamiten als Lustsklavinnen weggeschleppt. Wie gegen eine Feuer speiende Seefestung wüthen die Schiffsgeschütze gegen die unbefestigte, wehrlose Stadt... Im Haag tagt die Friedenskonferenz und Herr Bourgeois spricht vielleicht gerade über die Pflicht, den Krieg zu humanisiren.

Jeder neue Tag bringt nun neue Gräuelfunde. Die Kabylen schaaren sich zum Angriff und werden zurückgeschlagen. Scherifische Beamte werden als Förderer des Aufruhrs verhaftet. Aus Langer, Magagan, Mogador, aus allen Küstenstädten flüchten die Europäer; lassen Alles im Stich, was mühsame Arbeit ihrer Hirne und Hände erarbeitet hat. Sollen sie warten, bis aus den Scharmügeln eine Schlacht, aus der Judenverfolgung die Djehad gewor-

den ist, der Heilige Krieg, den ringsum schon die Marabouts predigen? Was nützt ihnen dann das Geschwader des Admirals Philibert und die Truppenmacht des Generals Drude, der bei Casablanca kampirt? Die islamische Wuth würde dieses Häuflein überrennen und die Granaten rissen mit den Berbern wohl auch manchen Europäer ins Grab. Sicheren Schutz böte nur eine Armee. Dieist einstweilen aber nicht zu erwarten. Clemenceau trinkt in Karlsbad seinen B unnen und Pichon, der Curyalos dieses Diomedes, betheuert, die Republik denke nicht an Eroberung, plane keine Expedition ins Innere, werde unter allen Umständen die Souverainetät des Sultans und die Integrität seines Reiches wahren. In Casablanca wie in Ujda. General Drude macht aus seinem Soldatenherzen keine Mördergrube. „Da wir den Gang der Dinge hier nicht voraussehen können, wissen wir heute auch nicht, welche Truppenzahl übermorgen nöthig sein wird.“ So spricht er; und verdirbt den pariser Politikern damit das Heuchelkonzept. Marokko ist nicht Tunis. Die Berberstämme, die sich nie fremden Eindringlingen unterworfen haben, werden im Dar-el-Islam ihre Freiheit theuer verkaufen. Weicht Frankreich zurück, dann ist Algerien gefährdet. Wagt es den Kampf, dann muß es ihn in großem Stil führen. Daß Herr Pichon noch immer, mit tieferster Miene, behauptet, der Wortlaut der Algefirasakte sei ihm Gesetz, versteht sich. Die Besetzung der beiden Städte hat die Oberhoheit des Sultans nicht angetastet, sondern seine Autorität gestärkt. Das Bombardement hat die offene Thür noch weiter geöffnet. Und die französischen Offiziere wollen, wenn der lauteste Lärm verstummt ist, das Scherifenheer drillen und die Polizei organisiren. Das gestattet die Akte. Fraglich war nur, ob alle Signatarmächte mit dieser Deutung zufrieden sein würden.

Nicht lange. Spanien zauderte ein Weilchen. Dachte wohl an die Prefidios und an die Möglichkeit deutscher Intervention. War aber bald beschwichtigt und schickte fünfhundert Mann übers Wasser. Die britische Presse tabelte (freundlich) die Brutalität des Strafvollzuges, die dem Handel aller Europäer schaden kann, fand an der Sache aber nichts auszufehen. Und Deutschland lobte ohne jeden Vorbehalt. Herr von Tschirschky, der in den bösen Tagen von Algefiras aus dem Dunkel getaucht ist (un malheur ne vient jamais seul), erklärte flink, die Republik habe in Marokko gehandelt, wie sie handeln mußte, und dürfe der deutschen Zustimmung sicher sein. Wars nicht wenigstens möglich, zu schweigen und in Berlin und Paris die Mittheilungen mit frostiger Höflichkeit aufzunehmen? Mußten gerade wir den lautesten Beifall spenden? Deutsche haben durch den französischen Eingriff Heim und Gut verloren. Ein paar Kriegsschiffe waren da nöthiger als bei der swinemünder Parade (und konnten

nicht schaden; denn seit der Konferenz haben die Franzosen das Fürchten vor deutscher Drohung verlernt). Rein: noch ehe ein zuverlässiger Bericht über die Vorgänge nach Deutschland gelangt war, hatte Herr Pichon sein Kompliment in der Aktenmappe. Keine europäische Macht würde also den Weg sperren. Der ist lang und beschwerlich; doch am Ziel wird die Mühe belohnt. Louis Napoleon sagte an der Hofstafel einst zum Lord Cowley, der England in Paris vertrat, der Bund der Westmächte habe eigentlich doch auch die Aufgabe, die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Britannien möge Ägypten, Frankreich Marokko nehmen. Dem Premierminister Lord Palmerston passte der Plan nicht. Jetzt kann er ausgeführt werden. Die Französische Republik hat nicht vergessen, was die Eroberung Algeriens gekostet hat, und wird nicht blind in ein Abenteuer rennen, das vielleicht gefährlicher würde als die Kriege in Indochina und am Baal. Sie braucht sich auch gar nicht zu beeilen. Der erste Streich wird im Maghreb heilsam fortwirken. Bis zum Tag von Casablanca hatten die Marokkaner und ihr Sultan gehofft, das Deutsche Reich werde ihnen aus der ärgsten Franzosennoth helfen. Nun sehen sie, was Frankreich vermag, und werden sich hüten, den Grenznachbar noch einmal zu reizen. Ohne solche Lehre ging es nicht weiter. Das müssen auch die radikalen Abgeordneten einsehen. Was Louis Philippe und Louis Napoleon vergebens erstrebten, haben wir erreicht; und dabei doch nicht, wie Delcassé, die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen. Heer und Flotte haben wieder ihre Schlagkraft bewährt und die Gunst der Menge zurückgewonnen. Schuldet das Vaterland uns nicht Dank? Wer uns stürzen, ersetzen will, ehe in Marokko Alles, aber auch wirklich Alles zu gutem Ende geführt ist und wir sagen können, que toutes les satisfactions demandées sont obtenues, Der nimmt das Gewicht schwerer Verantwortung auf sich. Und fallen wir, so preist das Lied uns den Engeln als Mehrer des Reiches und Clemenceau thront neben Ferry in der Glorie.

Das ist der Humor der Geschichte. Daß Ferrys Tod feind den Weg geht, den der Tonkinois ging; und daß auch er ihn erst beschritt, als er der deutschen Zustimmung sicher sein durfte. Alles Andere war zu erwarten. Rouvier (der uns nie einen Marokkovertrag angeboten hat, nie einen anzubieten brauchte, weil ihn am Quai d'Orsay, bald nach der brüskten berliner Note, die tröstliche Botschaft erreichte, daß von Deutschland nichts mehr zu fürchten sei), der ins Auswärtige verschlagene Finanzmann hat in seinem Rechenschaftsbericht vom Dezember 1905 gesagt: „Nicht nur die Grenznachbarschaft giebt uns in Marokko eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingew."

borene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die Gemeinschaft des Glaubens, der Sprache und der Rasse bindet diese Bevölkerung an die Marokkos und läßt sie alle Erregungen mitempfinden, die im Nachbarstaate durch Anarchie oder durch das Walten einer feindlichen Regierung entstehen können. Deshalb dürfen wir fordern, daß im Scherifenreich eine der Tradition entsprechende und überall Gehorsam erzwingende Staatsgewalt wirksam sei; deshalb dürfen wir uns die Sicherheit schaffen, daß diese Staatsgewalt nie zu dem Versuch gedrängt werden kann, unser Gebiet zu bedrohen und die Ruhe unserer Kolonie zu stören. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann dadurch das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika unternommen und seitdem mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden.“ Mit diesem Programm, das nicht eines Haarstriches Breite von dem Delcassés schied, ging Frankreich nach Algésiras. Eine langwierige Komödie begann. Die auf der Konferenz vertretenen Mächte thaten, als glaubten sie ernstlich an die Souverainetät des Sultans (den sie zugleich doch entwaffneten und unter internationale Polizeiaufsicht stellten), an die Einheit des Scherifenreiches (in dem hier Bu Hamara, dort Kajjuli mehr Anhang hat als Abd ul Aziz), an die Möglichkeit, nach dem beschämenden Schauspiel europäischer Eifersucht das Heilige Land des Erdwestens noch in Ordnung zu halten. Was kommen mußte, kam. Die Macht des Sultans schwand mit jedem Mond, die Anarchie wucherte fort und der muslimische Haß waffnete sich gegen Frankreich. Dieser Zustand war unerträglich. Und die Meldung vom Galilée drum nicht nur im Urtheil des Figaro eine Heilsbotschaft.

„Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebnis richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ So sprach im Reichstag der Kanzler. Wir waren tief gekränkt, weil der franko-britische Vertrag, dessen Inhalt wir vor dem Abschluß aus Delcassés Mittheilung genau kannten, uns nicht offiziell vorgelegt worden war. Das war der Anfang. Jetzt hat Frankreich zwei marokkanische Städte besetzt, ganze Quartiere zusammengeschossen, Gelegenheit zu Massenplünderungen gegeben, die Deutsche um Haus und Habe brachten, mit Granaten, Blinkenugeln und Bayonettes an der Küste für sein Vorrecht gekämpft, Heiligthümer vernichtet und den Fanatismus des Sijlams gegen die Kumi gestachelt. Und wir beeilen uns, durch den beredten Mund Heinrichs von Tschirschky Einverständnis und Anerkennung auszusprechen zu lassen. Das

ist das Ende. Vergleicht! Tadelst den Kanzler aber nicht allzu hart. Er hat Alles vorausgesagt. Schon im Juni 1905. Das beweisen Bihourds Berichte, die im Livre Jaune veröffentlicht worden sind. „Le Prince de Bülow m'a répété que le Gouvernement allemand tenait au maintien actuel de l'indépendance du Sultan et de l'intégrité de son Empire, tout en étant prêt pour la France à réserver l'avenir. Il m'a déclaré que l'Allemagne ne pouvait faire aujourd'hui ce qu'elle aurait certainement pu faire il y a un an et ce qu'elle pourrait peut-être faire dans un an. L'Empereur, après s'être engagé vis-à-vis du Sultan, ne saurait l'abandonner, mais l'avenir appartient à qui sait attendre. Il faut que l'indépendance du Sultan soit proclamée et qu'une organisation soit tentée par les Puissances. Si l'expérience échoue, comme il est très possible, alors la France pourra assumer le rôle qu'elle souhaite. Le Prince a appuyé sur ce point. Er darf heiteren Auges vom Ende auf den Anfang zurückblicken.

Könnens auch die Franzosen? Die von Rouvier veröffentlichten Documents Diplomatiques (Paris, Imprimerie Nationale) geben nur eine Lu-
 stralbilanz; über die Jahrhundertwende hinaus braucht der Blick aber nicht zurückzuschweifen. In der Dase Tafel, südlich vom Atlas, hatte sich im März 1901 eine Berbertruppe gebildet, die auf algerijsches Gebiet übertrat und bei Timimoun die französischen Posten angriff. Sie wurde zurückgeschlagen; bald aber folgte ihr eine stärkere Horde und Herr Revoil, der die Republik in Tanger vertrat, glaubte, den scherifischen Repräsentanten Mohammed Lorres sehr ernstlich warnen zu müssen. „Die Worte, die des Sultans Majestät an ihre Unterthanen richtet, werden sicher Gehör finden, sobald sie unsere Anwesenheit in der Nachbarschaft Marokkos nicht als eine Bedrohung des Landes und seiner Bewohner hinstellen, sondern als eine Bürgschaft des Friedens, der Sicherheit und des Gedeihens. Daß sie so aufzufassen ist, haben wir mehr als einmal der Scherifischen Regierung ausgesprochen und die Haltung unserer Behörden und Truppen hat seit dem Vertragsabschluß vom Jahr 1845 unzweideutig bewiesen. Wir sind entschlossen, dem in diesem Vertrag dem Scherifenreich zuerkannten Länderbesitz fern zu bleiben; und die Selbstlosigkeit unseres Handelns ist so fühlbar, daß unsere Erklärungen nicht als unaufrichtig verdächtig werden können. Unter diesen Umständen brauchen wir kein Mißverständnis zu fürchten, wenn wir uns gegen die Angreifer selbst schützen und innerhalb der Rechtsgrenze, die der Vertrag uns giebt, das für die Sicherung unseres Gebietes Nöthige thun.“ Im April wird der Franzose Pouzet von Marokkanern getödet. Frankreich fordert Genugthuung und schickt zwei Schiffe

(Pothuan und Du Chayla) nach Tanger. Seit 1898, schreibt Révoil an Delcassé, „haben wir nicht ein einziges Mal von Marokko die Genugthuung erhalten, die wir nach allem uns Angethanen verlangen mußten. Weder für inkorrektes Handeln der scherifischen Diplomatie noch für die Angriffe, an denen (mindestens bei dem Ueberfall von Timminun) der Raghzen mitschuldig war. Jetzt ist von marokkanischen Beamten unser Landsmann Vouzet getötet worden: und man wagt, ohne ein Wort des Bedauerns zu sprechen, uns die Bestrafung der Franzosen zuzumuthen, die Vouzets Begleiter waren. La mesure était donc vraiment comble et il serait difficile d'imaginer des conditions dans lesquelles l'attitude énergique prise par le Gouvernement français fût plus justifiée et, j'ajouterais, plus opportune.“ Amerika, Deutschland, England und Italien haben durch das „klassische Verfahren der Flottendemonstration“ erreicht, was sie erreichen wollten. Frankreich hat bessere Rechtsansprüche und mehr Grund zur Klage als alle übrigen Mächte und darf nicht dulden, was sie niemals hinnehmen würden. Die Schiffe gehen von Tanger nach Mazagan und Herr Fumey, der Erste Dragoman der Französischen Gesandtschaft, überreicht dem Sultan die Forderung der Republik. Alle Bedingungen werden sofort angenommen und Révoil kann im Juni melden, daß alle wichtigen Streitfragen im Sinn Frankreichs beantwortet sind. Inzwischen hat der Raghzen beschlossen, nach London, Petersburg, Berlin und Paris eine Gesandtschaft abzuordnen. Als sie in Paris eingetroffen ist, fragt Fürst Radolin, ob diese Mission einen besonderen Zweck habe; in den Zeitungen sei von einem französischen Protektorate die Rede. Delcassé antwortet: „Wenn mit dem Wort Protektorat gesagt sein soll, daß Frankreich, als Herrin von Algerien und Tunis, in Marokko eine privilegierte Stellung hat und behalten muß, so scheint diese Situation mir unzweifelhaft richtig dargestellt.“ Fürst Radolin ist mit dieser Auffassung des Ministers ganz einverstanden. „Rien de plus juste“, sagter; „tout le monde se rend compte de cette situation“. Delcassé läßt dem Marquis de Roailles, dem berliner Botschafter der Republik, den Wortlaut dieses Satzes mittheilen; hält ihn also für wichtig. Zwei Jahre nachher hört der Raghzen wieder die alten Klagen; die algerische Grenze ist nicht geachtet, die Truppen Frankreichs sind angegriffen worden. Der Sultan läßt durch den Mund seines Ministers Si Abd el-Kerim Ben Sliman (der sich immer der französischen Auffassung zugänglich zeigt) sein Bedauern aussprechen und verheißt Abhilfe. Doch Delcassé glaubt der Verheißung nicht mehr, spricht in Not an Herrn Saint-René Taillandier (der in Tanger Herrn Révoil abgelöst hat) offen von der Ohnmacht des Raghzen und erklärt,

die Republik müsse durch militärische Maßregeln ihr Ansehen und ihren Besitz selbst schützen. So schwankt die Stimmung bis in die Tage des franko-britischen Kolonialabkommens. Ende März 1904: Gespräch zwischen Delcassé und Radolin. „Wir werden die politische Verfassung und den Territorialbesitz Marokkos achten; aber wir müssen unser Grenzrecht, das immer wieder verletzt wird, wahren und die Ruhe im Land sichern. In welcher Form wir auch dem Sultan Beistand leisten werden: die Handelsfreiheit werden wir nicht im Geringsten antasten.“ „Le prince de Radolin a trouvé mes déclarations très naturelles et parfaitement raisonnables et m'a remercié vivement de les lui avoir faites“. Der Inhalt des Gespräches wird den Botschaften in Berlin, London, Petersburg, Wien, Rom, Madrid mitgeteilt. Deutschland ist ruhig. Der Botschafter Bihourd meldet, die deutsche Presse bespreche das neue Abkommen ohne Besorgniß; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung habe zweimal gesagt, den deutschen Handelsinteressen drohe keine Gefahr. Auch der Kanzler habe im Reichstag sehr korrekt über die Sache gesprochen. „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr eine aktivere und kühnere Politik treiben wird. Dahin drängt ihn sein Charakter und der Wunsch, zu zeigen, daß Deutschland weder isolirt noch wehrlos ist. Er wird, wie ich annehme, also versuchen, in die Ordnung der marokkanischen Angelegenheiten einzugreifen; entweder indirekt, durch Beeinflussung der spanischen Politik, oder direkt, durch die Forderung, dem deutschen Handel zu gewähren, was dem englischen gewährt worden ist.“ Wie kam Herr Bihourd zu diesem Glauben? Als Herr Loubet nicht mehr Präsident der Republik war, hat er einem Journalisten erzählt, der Deutsche Kaiser habe im Frühjahr 1904 in drängenden Worten den Wunsch ausgesprochen, am Ende seiner Mittelmeerreise mit dem Präsidenten in Italien zusammenzutreffen. Victor Emanuel wollte die (nicht allzu schwere) Last der Einladung nicht auf sich nehmen. Vielleicht, weil er fürchtete, von Paris aus könne abgewinkt werden; vielleicht, weil seine Minister ihm sagten, King Edward werde ihm solchen Botendienst sicher nicht danken. Wiederholtem Ersuchen habe er sich versagt und darob, erzählte Herr Loubet, sei der Kaiser ärgerlich geworden; zuerst gegen Italien und dann auch gegen Frankreich. Der Präsident war bereit, Wilhelm, wo er ihn traf, Reverenz zu erweisen. Wenn Victor Emanuel die Rolle des postillon d'amour übernommen oder auch nur dem Zufall nach geholfen hätte, wäre der alten Europa ein Jahr des Mißvergnügens erspart worden. Trotzdem Delcassé, der Günstling und Freund Loubets, das Deutsche Reich, wie wir bald danach hörten, grüßlich beleidigt haben sollte. Durch den Botschaftsrath Leconte konnte Herr Bihourd über

diese Vorgänge und Stimmungen genau unterrichtet sein. Er bleibt noch ruhig. Deutschland, sagt ihm Richthofen, hat in Marokko nur Handelsinteressen; und die sind, nach den Versicherungen der französischen Regierung, auch heute ja nicht gefährdet. So spricht der Staatssekretär im Oktober 1904. Vier Monate danach hört in Tanger der französische vom deutschen Geschäftsträger, Graf Bülow kenne den Inhalt des franko-britischen und des franko-spanischen Abkommens über Marokko nicht und lasse seine Politik schon deshalb nicht durch sie binden. Delcassé antwortet: Den Inhalt des ersten Abkommens kennt Fürst Radolin seit dem dreiundzwanzigsten März 1904; er hat ihn natürlich und vernünftig gefunden und mir für die Mittheilung herzlich gedankt; das zweite Abkommen habe ich, nach den Regeln der ausgesuchten Höflichkeit, die ich mir seit fast sieben Jahren zur unverbrüchlichen Pflicht mache, vor der Veröffentlichung zur Kenntniß der berliner Regierung gebracht. Taillandier legt in Fez die Liste der französischen Forderungen vor. Der größte Theil der Reformen, sagt der Sultan, ist annehmbar und kann in kurzer Zeit durchgeführt werden; einzelne scheinen mir bedenklich und müssen zunächst vom Maghzen erörtert werden. In der letzten Märzwoche wird Herr Bihourd unruhig. Weil der accord franco-anglais weder von der pariser noch von der londoner Regierung in Berlin offiziell vorgelegt worden ist, stelle man sich hier, als kenne man ihn nicht; der Plan des Kaisers, in Tanger zu landen, verrathe die Absicht, ein französisches Uebergewicht in Marokko nicht zu dulden. Noch glaubt in Berlin Manchester, England blicke, wie in den Zeiten Nelsons und Palmerstons, eiferjüchtig über die Gibraltarstraße, wolle den Partner pressen und werde froh sein, wenn er gehindert werde, die am Atlas reisende Frucht zu pflücken. Sich also auch der Reise des Kaisers freuen. Die ist als Lied ohne Worte gedacht. Bringt aber eine Rede. „Mein Besuch gilt dem Sultan, in dem ich einen unabhängigen Souverain sehe. Das freie Marokko wird, so hoffe ich, unter der Oberhoheit des Sultans dem friedlichen Wettbewerb aller Völker, bei völliger Gleichheit aller Bedingungen, ohne Annexion und Monopol, geöffnet bleiben. Der Zweck meines Besuches ist, zu zeigen, daß ich entschlossen bin, Alles, was in meiner Macht steht, für die wirksame Vertretung unserer Interessen in Marokko zu thun. Ueber die dazu geeigneten Mittel werde ich nur mit dem Sultan, dem vollkommen freien Herrn dieses Landes, verhandeln. Damit die Ruhe nicht gestört werde, wird bei der Einführung der Reformen, die der Sultan beabsichtigt, mit größter Vorsicht zu verfahren und das religiöse Gefühl der Bevölkerung zu schonen sein.“ Der Botschafter der Republik weiß auch jetzt, was am berliner Hofe vorgeht. „In der Umgebung des Kaisers fehlt es nicht an

kriegerischen Stimmen, die behaupten, der Zweibund sei in der Mandschurei arg geschwächt worden und die Stunde deshalb einer Auseinandersetzung mit Frankreich günstig. Nach seiner Heimkehr wird der Kaiser, in Karlsruhe oder anderswo, vielleicht eine Rede halten, um seine Meinung über die Situation zu sagen.“ Das geschieht; Herr Lecomte hat das Kommando wieder pythisch geahnt. Im Mai wird, auf deutsche Anregung, von Bez aus die Einberufung einer Konferenz empfohlen. Die Circularnote, die diesen Vorschlag vom Maghzen bringt, ist das letzte Aktenstück, das Delcassé als Minister empfängt. Er hat, vielleicht nach sekretären Berichten, nicht an den Ernst deutscher Drohung geglaubt, dreimal das Angebot englischer Hilfe abgelehnt und in der Kabinettsitzung gewarnt, sich von dem berliner Bluff einschüchtern zu lassen. Vergebens. Er sollte geopfert werden. Mehr, war dem Ministerpräsidenten Rouvier gesagt worden, fordert der Kaiser nicht. Und trotzdem die Konferenz? Politik der Wilhelmstraße, heißt, nicht des Schlosses. Auch sagt der Kanzler ja, die Intervention der Mächte werde sich wahrscheinlich als unfruchtbar erweisen und dann könne Frankreich die ersehnte Rolle übernehmen. Vor der Konferenz müsse er den französischen Forderungen widersprechen; wenn die Republik seinem Wort traue und dem Konferenzplan zustimme, werde er ihren berechtigten Ansprüchen gern nachgeben. Die Zustimmung wird gewährt, nachdem die Kaiserliche Regierung sich verpflichtet hat, qu'il ne poursuivra à la Conférence aucun but qui compromette les légitimes intérêts de la France au Maroc ou qui soit contraire aux droits de la France résultant de ses traités ou arrangements. In dem Konferenzprogramm vom ersten August 1905 fordert Rouvier, die in Tanger, Larasch, Rabat und Casablanca zu schaffende Polizeitruppe solle aus marokkanischer Mannschaft und europäischen Instruktoren gebildet werden. Am dreißigsten August erklärt er sich, auf deutschen Wunsch, bereit, die Namen der Städte, in denen die Polizei so zu organisieren sei, aus dem Programm zu streichen. Suaviter in modo. Am fünften August 1907 wird Casablanca mit Melinitbomben beschossen. Bald danach liegen acht französische Kriegsschiffe vor den Scherifenhäfen.

Frankreich hat, was es haben wollte: die Möglichkeit, dem Sultan und dem Maghzen sich als eine Macht zu zeigen, die auf deutsches Geheiß nicht zu hören brauche, und zugleich sein Spezialgeschäft so zu führen, daß am Tag der Abwicklung nicht ein französisches, sondern ein europäisches Interesse auf dem Spiel steht. Dieses Ziel ward erreicht. Daß unterwegs unflug und grausam gehandelt wurde, genirt einstweilen nicht einmal die Vereinigten Sozialisten. Und die Fragen, ob die fähnliche Ballande und Teyssier wirklich zwischen

Bayard und D'Artagnan einen Heldenplatz verdienen und ob es zwischen Franzosen und Spaniern zu ernstem Konflikt kommen werde, sind nicht sehr wichtig. Wer in Paris zum Heros geweiht wird, geht uns nicht an; und Kommandantenzank scheint, nach wie vor dem Kreuzzug Waldersees, von internationalen Aktionen untrennbar. Wir wollen uns nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Die Vorgänge lehren Beträchtliches. Marokko ist kein einheitliches, von einem Staatswillen geleitetes Reich, wie Europa sie kennt; ist die westislamische Glaubensgemeinschaft, in der mit Arabern die aus Hams Samen erwachsenen kräftigen Berberstämme sich zusammenfinden (Amazirghen, Schelluh, Kabylen und Wüstenbewohner; im Ganzen fünf und sechs Millionen Menschen). Diese kriegerischen Schaaren sind weder von den Römern noch von den Arabern gebändigt worden und werden, wenn sie sich heute ducken, morgen wieder für ihre Freiheit fechten. Der Sultan ist nicht ein souveräner Landesherr, an dessen Willensregung das Schicksal des Landes hängt, sondern ein geistliches Oberhaupt, dessen Ohnmachtum so sichtbar wird, je höher es sich zu weltlicher Herrschaft aufzureden versucht. Internationale Eingriffe können hier noch weniger wirken als im ostislamischen Türkenreich, über dessen Grenze zwei Großmächte gucken; Hof und Behörden wissen im Orient nur allzu gut, wie leicht die an Konferenztischen und beim Becher gerühmte Einheit Europas zersplittert. Ordnung kann nur ein Starke schaffen, dem alle Anderen freie Hand lassen. Dieser Starke will Frankreich sein; das europäische Mandat, das ihm 1905 bestritten wurde, erzwingen. Drei Stimmen aus verschiedenen Lagern. „Frankreich ist die einzige Macht, die der marokkanischen Anarchie ein Ende bereiten kann. Diese Macht zu schwächen und zurückzudrängen, war in Algieras die Absicht der deutschen Politik. Deren Fehler hat sich rasch gezeigt. Unser Eingriff war unvermeidlich. Das geben selbst die geschworenen Feinde unserer Politik zu. Die mißtrauischsten berliner Zeitungschreiber sind zu dem Geständnis gezwungen, daß nur die von uns gelandeten Truppen die Sicherheit der Europäer verbürgen konnten.“ (Das mag von offiziellen Esheln gesagt worden sein. Die Europäer haben durch die Landung an Besitz und Sicherheit mehr verloren als je durch einen Eingeborenenputsch. Weder in Berlin noch in London halten verständige Leute den Eingriff für nützlich.) „Man verlangt nur noch, daß wir die Vorschrift der Algierasakte nicht überschreiten. Diese Akte hat sich aber, noch ehe sie völlig ausgeführt worden ist, als unzulänglich erwiesen. Sie hat Marokko, statt es den Europäern zu öffnen, nur noch feindsälliger gegen Europa gestimmt und den Glauben genährt, daß die Mächte den Eingriff Frankreichs, des einzigen Staates, der zu wirksamem Handeln fähig wäre, nicht dul-

den wollen. Man muß sich also zur Aenderung der Akte entschließen.“ So spricht Herr Anatole Leroy-Beaulieu, der die jungen Franzosen die sciences politiques lehrt und bei uns ein Nationalliberaler genannt würde. Derber packt der sozialistische Abgeordnete Sérault-Richard die Sache an. Konflikt zwischen Frankreich und Marokko? Unsinn. Siebt's gar nicht. Alle Konsuln hatten unsere Vertreter gebeten, den braunen Kerlen einen tüchtigen Denkartel zu geben. Diesen Wunsch haben wir erfüllt. Warum auch nicht? So lange die Häfen am Mittelmeer und am Atlantischen Ozean ohne organisierte Polizei sind, haben Frankreich und Spanien dort für Ordnung zu sorgen. (Begriffst Du nun, Michel, warum diese Organisation in sechzehn Monaten nicht zu leisten, nicht einmal vorzubereiten war?) „Die Beschießung von Casablanca entspricht dem Buchstaben und dem Geist der Algeirasakte. Die Lektion hat gewirkt: seitdem sind die Rebellen ruhig.“ (General Drude, der noch am achtzehnten August von Arabern und Berbern angegriffen wurde, weiß es besser.) „Wir übernehmen jetzt die Rolle, die uns die Algeirasakte zuweist. Bis auf die Rekrutierung der marokkanischen Mannschaft und auf die Wahl der Uniform ist für die Polizeiorganisation Alles fertig.“ (Ungefähr so fertig wie in Frankreich für die Diktatur des Proletariats.) „Das vortreffliche Reformprogramm, das Saint-René Taillandier entworfen hatte, muß nach drei Jahren nutzlosen Streites wieder aufgenommen werden.“ (Nicht nur Delcassé triumphirt also, sondern auch das einst so hüßig geschmähte Programm Taillandiers, das der Konferenzplan für immer beseitigen sollte.) Nach dem Demagogen der Diplomaten. Herr Gabriel Hanotaux, der als Minister des Auswärtigen deutschen Wünschen, so weit er's konnte, entgegenkam, will von ängstlicher Rücksicht jetzt nichts mehr hören. „Der Anfang ist gut, wenn man eine Politik der Eroberung plant; schlecht, wenn man, nach der Ankündigung, sanftmüthig zu verfahren gedenkt. In einem quasi internationalisirten Marokko können wir keinen Finger rühren, ohne daß es ausfieht, als suchten wir einen Sondervortheil. Wie kommen wir aus der Sackgasse? Ob auf dem Weg neuer Verhandlungen Brauchbares zu holen sein wird, ist recht zweifelhaft. Vielleicht wird sich uns bald nur ein gefährlicherer Weg bieten. Auch die aufrichtigste Bescheidenheit hat ihre Grenze. Wenn die Großmächte merken, daß wir Alle, Regierung, Kammern, Oeffentliche Meinung, uns in dem männlichen Entschluß vereinen, den Hohn unbotmäßiger Stämme nicht länger straflos zu lassen, wenn wir offen sagen, was wir wollen, mit kaltem Blute das Nothwendige vorbereiten, nichts verschweigen, aber auch von keinem Anderen Rath annehmen und uns selbst die Linie unserer Rechte und Pflichten vorzeichnen, dann werden wir wahrscheinlich

nirgends ernstern Widerstand finden. Man wird uns nicht aufhalten. Das Ende unseres Zauderns wird uns aus der ganzen Welt Achtung und Vertrauen eintragen. Et puis on causera. Der Weg ist nicht ohne jede Gefahr und kann uns in unbequeme Situationen bringen. Doch die diplomatische Arbeit wäre gar zu leicht, wenn sie stets eine grade, glatte Straße vor sich sähe, auf der kein Hinderniß zu fürchten ist. Und schließlich: wir werden wohl bald zur Wahl dieses Weges gezwungen sein; finds vielleicht heute schon.“ Auch dieser in der Historikerschule erzogene Staatsmann, der immer zur Verständigung mit Deutschland bereit war, empfiehlt seinem Nachfolger jetzt rücksichtsloses Handeln; auch ihm scheint festes Zugreifen nicht mehr gefährlich.

„Will man das Ergebnis unserer Marokkopolitik richtig würdigen, so muß man den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ War Algeiras das Ende? Nein: erst der Anfang vom Ende. Im Jahr 1905 wollten wir der Französischen Republik das Recht auf eine Vormachtstellung in Marokko bestreiten. Nun nimmt sie sich mit bewaffneter Hand, ruft laut, daß es ihr gebühre: und der Vikar der Wilhelmstraße beist sich, zu erklären, daß kein vernünftiger Mensch dagegen Etwas einwenden könne. Und wenn Herr von Tschirschky zu dieser Erklärung (die als das wirkliche Ende deutscher Marokkopolitik zu betrachten ist) nicht vom Reichskanzler ermächtigt worden wäre, hätte der allein Verantwortliche ihm gewiß zu schleunigem Klimawechsel verholfen. Daß die Geheimräthe des Auswärtigen Amtes um die Erhaltung des Chéss bitten würden, war wohl nicht zu befürchten. Die sahen ihn lange genug an der Arbeit.

Villafranca war unvermeidlich, weil (das österreichische Generalstabswerk über den Krieg von 1859 hehlt die traurige Wahrheit nicht) die Wehrverfassung der Habsburgermonarchie rückständig geblieben war. Auch Casablanca ist ein Resultat, das der Rächterne längst errechnen konnte. Casablanca mußte auf Algeiras folgen, wie auf die warschauer Konferenz einst die olmüher Demüthigung. Damals, sagt Sybel, „rollten manchem wackeren Kriegsmann bittere Thränen in den Bart. Preußen war gewichen!.. Da war denn freilich auf Preußens Ehrenschild ein dunkler Schatten gefallen. Die Achtung seiner Freunde sank; der Uebermuth der Gegner hielt seitdem Alles für möglich. Niemals hat der Prinz von Preußen den Eindruck dieser Lage vergessen. Aus tausend Stimmen erscholl der zornige Schmerzensruf, zum zweiten Mal sei das Werk Friedrichs des Großen vernichtet worden.“ Der Preußenstaat konnte den Krieg immerhin wagen; fraglich war nur, ob die militärische und die politische Leitung die zur Ausbeutung eines ersten Sieges nöthige Energie aufbringen würde. „Friedrich Wilhelm der Vierte war erfüllt von

Geist und Selbstgefühl; aber auch seine wärmsten Verehrer haben ihn niemals für einen Realpolitiker oder eine soldatische Natur gehalten.“ An Völkern und Fürsten hat sich noch jeder Rückzug gerächt. Zornige Schmerzensrufe haben wir nicht nach Algiras, nicht nach Casablanca gehört. Völlerschüsse und Glockengeläut, als käme ein Heer aus gewonnener Feldschlacht. Die Brandenburg und Mantuffel verstanden sich noch nicht auf die Kunst, eine Niederlage in einen Sieg umzufristen. Das geht heute flink. Nur hält die Fritur sich nicht lange. Der Tag ist nicht fern, der erkennen lehrt, daß Deutschland in Algiras noch mehr verloren hat als Friedrich Wilhelms Preußen in Olmütz.

Badekuren.

San Sebastian in der Provinz Guipuzcoa. Aus Bern ist der Oberst Müller herbeigeeilt, um zu fragen, ob es nicht Zeit sei, das Amt des Generalinspektors der marokkanischen Polizei anzutreten. Der Botschafter Révoil, der am madrider Hof Herrn Jules Cambon abgelöst hat, lobt den Eifer des Eidgenossen. „Aber was wollen Sie drüben? Da hätten Sie zu thun, wenn der vom Grafen Belsersheimb vorgetragene deutsche Wunsch, Casablanca zur Residenz des Generalinspektors und zur Garnisonstadt einer schweizerischen Polizeitruppe zu machen, erfüllt worden wäre. Dafür war aber weder Rouvier noch Bourgeois zu haben (ein wahrer Segen; sonst hätten wir die Küste jetzt nicht unter Feuer); und Sie wissen ja, daß Deutschland auch an diesem Punkt nachgegeben hat. Sie, lieber Oberst, verkörpern in Ihrer anmuthigen Soldatengestalt die Konzeßion, die den geordneten Rückzug ermöglichte. Ihnen wurde vor anderthalb Jahren die Aufgabe zugewiesen, dem Waghzen und den Gesandtschaften über das Wirken der Polizei Bericht zu erstatten und die Begründung einlaufender Klagen zu prüfen. Die Geschäftslast wird Sie nicht erdrücken. Nun giebt's aber noch gar keine franko-spanische Polizei. Wollen Sie die Rolle eines Inspektors spielen, der nichts zu inspizieren hat? Oder die Ferien lieber in Ihrer schönen Heimath genießen? Bon voyage, mon colonel!“ Der Oberst denkt dankbar des „brillanten Sekundanten“ und fährt Erster Klasse nach Bern.

Hotel Weimar in Marienbad. „Was habe ich Ihnen in Paris gesagt? Das französische Weltreich muß Ihr Block aus Felsenstein werden. Als Patriot sind Sie nach dem Absturz in den Panamasumpf wieder auf die Höhe gekommen. Die Thaten des Patrioten erwartet Ihr Land auf dem Gebiet internationaler Politik. Damals träumten Sie von einem Rachekrieg und klagten, als ich der francisque fureur abwinkte, daß alle Bündnisse Ihnen, in Ost und West, immer nur die Police einer Friedensversicherung einbringen, die

der Allirte mit größerer Freude begrüßen müsse als Sie. Heute werden Sie zugeben, daß auch mit meiner Methode Manches zu erreichen ist; und nicht bereuen, ihr vertraut zu haben. Sie haben Fehler gemacht. Landung einer unzureichenden Truppenzahl; Beschießung einer offenen, wehrlosen Stadt; Meßelung der Araber, die Europäerwohnungen vor berberischen Angriffen geschützt hatten; Sünde wider das dem Politiker wichtigste Gebot, sich nie bei grausamem Wüthen ertappen zu lassen. Trotzdem steht Ihre Sache gut und wird, mag der Sultan Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid heißen, übermorgen die Sache Europaß sein. Eine ernste Schlappe der weißen Vormacht würde das Land den Berberhorden ausliefern: schließlich müssen also selbst die deutschen Kaufleute, die jetzt schimpfen, Euch den Sieg wünschen. Ihr seid nervöses Volk und wolltet durchaus nicht glauben, daß von Berlin nichts zu fürchten sei. Glaubt Ihr's nun? Deutsche Häuser sind (wie ich höre, sogar von Euren Soldaten) geplündert, dem deutschen Handel die Kraftquellen verstopft worden: und Ihr bekommt Komplimente. Der kleine Delcassé, den Sie leider nicht riechen können, hatte Recht, als er warnte, sich blussen zu lassen. Alte Duellregel: wer kneifen will, soll's erst auf dem Kampfplatz thun; vielleicht kneift der Gegner schon vorher. Na, diesmal wart Ihr ja sicher. 'Casablanca wird von mir hören.' Das Wort stammt aus anderer Zeit als das Versprechen, Euch in Marokko nicht mehr zu geniren. Die Erdkugel dreht sich; eppur si muove: auch Guer Galilée hats gemerkt. Habe ich im Winter etwa übertrieben? Sie konnten die Heeresziffer ruhig herabsetzen und dennoch in Nordwestafrika den Schlag wagen. Wenn die Stunde nur richtig gewählt war. Psychologie, Liebster. Hübsch bedenken, daß Mancher das Isolirsystem nicht lange erträgt und daß die Sehnsucht des Einsamen nicht nach dem Marktwert der Freundschaft fragt. Warum sitzen wir behaglich in Sansibar, Witu, Uganda? Weil nach dem Manöverschnupfen von Karwa für unser Lächeln ein pretium affectionis geboten wurde. Warum schenken die Buren mir den größten Randdiamanten? Weil sie nach strenger Hungerkur endlich wieder aus der Schüssel schöpfen. Transvaal und Deutschland sollten unversöhnlich sein: und in beiden Ländern bin ich jetzt ein populärer Mann. Ewige Feindschaft, pflegte der alte Pam zu sagen, giebt's eben so wenig wie ewige Bündnisse. Sie werdens auch noch erleben. Als Sie Ihr Cabinet bildeten und Schwolskij, weil das Ministerium Sarrien nicht mehr, das Ministerium Clemenceau noch nicht lebte, in Paris Tage lang keinen Beamten der Republik sah, hätten Sie nicht gedacht, daß eine Britenhand den franko-russischen Gurt wieder zur alten Festigkeit zusammenziehen werde. Nun hat der gute Onkel noch theurere Leckerei in der Geschenktäschtel. Ihr wißt gar

nicht, wie heiß der Nachbar im Osten Euch liebt. Marianne war im Hefsenjchloß das Hauptthema unserer Gespräche. *Ca ira*. Wenn Ihr den für die heikle Sache geeigneten Unterhändler findet. (Monaco hat keinen rechten Kurs mehr, seit er als Agent demaskirt ist; ich hätte ihn im Dunkel gelassen und ihm keinen Orden gegeben.) Gambon wird aus Norderney schon Etwas mitbringen, woran sich ein Fädchen knüpfen läßt. Die Allemagne prussienne (zu der Fürst Bülow im Innersten nicht gehört) mag ein Bißchen lärmen. Auch die Allemagne française, deren Wirksamkeit Ihr Exkollege Rambaud als Historiker des Rheinbundes so anschaulich geschildert hat, ist aber noch nicht ausgestorben: und auf die dürfen Sie rechnen. Auf Sozialisten, Militärfeinde, Demokraten; auf Alles, was hofft, ein paar Wagenladungen republikanischer Freiheit über die Grenze schmuggeln zu können. Ich wette, daß die Verständigung mit Zauchzen empfangen wird, und sehe sie ziemlich nah. Dann braucht die Angst Curer Rentiers nicht mehr zu schreien, Deutschland werde, sobald im Aermelkanal ein Schuß falle, die Republik als Geißel abschlachten. Das war ja die schwache Stelle der Entente. „Egypten haben wir weggegeben, Marokko bekommen wir nicht, Tongking und Madagaskar sind von den Japanern bedroht und Englands Kriegsschiffe schützen unsere Ostgrenze nicht vor dem deutschen Anprall“. Ost genug mußte ichs hören. Jetzt giebt die Inventur ein anderes Bild. Marokko ist Euch so gut wie sicher, mit Japan habt Ihr ein Bündniß und mit Deutschland könnt Ihr morgen eins haben. Ueberhaupt giebt's nur noch gute Freunde und getreue Nachbarn. Dieser Umschwung hat Sie keinen Centime gekostet; mich eine Einladung, einen Besuch und zwei kurze Tischreden. Damit wäre die Neroentruhe eines Kleinbürgers noch nicht zu theuer bezahlt. Und daß man mir nachsagt, ich sei mit Deutschland nicht fertig geworden, mein System habe sich nicht bewährt und ich müsse deshalb ein neues versuchen, rührt mich nicht. Wer von solchem Gutter satt wird, soll sichs schmecken lassen. I have that within which passeth show . . .“

Pyrophon.

Im Juni 1904 hat Onkel Eduard den Neffen besucht. In Kiel. Die Leibcompagnie des Ersten Garderegimentes fuhr von Potsdam nach Holtenau, um dem hohen Gast an der Schleuse Honneur zu machen. Alle Kriegsschiffe wurden illuminirt. Deck und Innenräume der „Hohenzollern“ in Blumengärten verwandelt. Regatta, Galatafel, Salut, herzlicher Abschied. „Ein politisches Ereigniß von weittragender Bedeutung“, lasen wir; „der Besuch des Königs hat deutlich gezeigt, daß die Verständigung mit Frankreich der deutsch-

englischen Freundschaft nichts von ihrer Innigkeit genommen hat.“ Spät erst erfuhren wir, daß in Kiel nicht Alles ganz glatt gegangen war. Zwei Jahre hielt sich Eduard dann fern; ließ alle Lockrufe so schroff ablehnen, daß Europa erschreckt aufhorchte, und sprach vor Fremden, vor Feinden Deutschlands harte Worte über den Neffen. Seine Tochter wurde just an dem Tage krank, wo sie vom Kaiser zu Tisch geladen war. Sein Bruder, der Mann einer Prinzessin von Preußen, mußte in Holtzenau durch Ueberrumpelung gezwungen werden, dem Kaiser die Hand zu reichen. Der Britenkönig kam nicht zur Silbernen Hochzeit des Kaisers, nicht zur Hochzeit des Kronprinzen. Im August 1906 lud ihn Prinzessin Margarete von Preußen ins Schloß Friedrichskron. Da blieb er auf der Fahrt nach Marienbad vierundzwanzig Stunden und sah den Neffen wieder. Der empfing ihn, in der Uniform der Reitenden Jäger, schon auf dem Bahnhof. Besichtigung von Denkmälern, Fahrt nach Homburg, auf die Saalburg, Mahlzeiten, Konzert. Wörtlich sei wiederholt, was damals gedruckt wurde. „Die Begrüßung war ungemein herzlich. Der Kaiser küßte den König auf beide Wangen.“ „Nach dem Frühstück wurde auf der Schloßterrasse im Ton leichter Konversation über die schwebenden Fragen gesprochen.“ „Entgegen den schwachen Erwartungen, die man an die Zusammenkunft knüpfte, ist man heute (in Berlin) der Meinung, daß sie Vortheile bringen wird.“ „Während der Abendtafel tranken die Monarchen einander zu. Der Abschied war noch um einige Grade herzlicher als die Begrüßung. Bei der Abfahrt riefen beide Monarchen: Au revoir!“ „Die cronberger Entrevue hat, wie jetzt feststeht, materielle Fortschritte gebracht.“ „In zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen sind auf Schloß Friedrichshof auch die großen Fragen der Politik erörtert worden und wir wissen, daß Dies in einem Geiste geschehen ist, wie es der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein konnte.“ Wir: Das waren die Stilisten der Wilhelmstraße, die feierlich durch das Medium der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sprachen. Also intimer Verkehr und ein für die Reichspolitik ansehnlicher Ertrag. Jetzt ist der König wieder Gast des Kaisers gewesen: und staunend vernehmen wir nun, daß im vorigen Jahr die Temperatur nicht über den Nullpunkt gestiegen ist. Die selben Blätter, die im August 1906 in durchgehenden Zeilen die „ungemeine Herzlichkeit“ meldeten, sagen im August 1907, in Friedrichshof sei die Stimmung frostig gewesen. „Im vorigen Jahr waren König Eduard und Sir Charles Hardinge kühl, zurückhaltend, zugeknöpft; gestern war Alles anders, freier, freundschaftlicher, herzlicher; man sieht: das Vertrauen ist zurückgekehrt, das Einvernehmen wiederhergestellt.“ (Bosfische Zeitung.) „In Cronberg fehlte der offene, freund-

schaftliche Charakter, mit dem Kaiser und König heute einander begegneten. Der König war von gewinnender Freundlichkeit, die man an ihm bei aller weltmännischen Form doch vermisst, wenn er im Innersten anders denkt. Kaiser Wilhelm zeigte all die feine Courtoisie, die sein eigenstes Wesen ausmacht, die aber doch nicht voll hervortritt, wenn sein Herz nicht ganz dabei ist. Heute sah man es deutlich: ehrlich in Handschlag und Geste! Beiden Herren liegt diese Tonart besser.“ (Lokalanzeiger.) Beide Herren waren im vorigen Jahr also zur Verstellung gezwungen? Wer sagt den durch die Erfahrungen von 1904 und 1906 Enttäuschten nun voraus, was sie 1908 lesen werden?

Da der König diesmal zum Kaiser (nicht, wie in Cronberg, zu dessen Schwester) kam, mußten ihm alle bei Monarchenbesuchen üblichen Ehren erwiesen werden. Empfang und Einzug wurden sorgsam probirt. Bei der letzten Probe hatte ein Generalleutnant die Rolle des Königs zu markiren. Er kam in einem Sonderzug an, wurde auf dem Bahnhof feierlich begrüßt und fuhr, unter den Klängen der Britenhymne, durch das Spalier präsentirender Truppen bis vor's Schloß, wo der Kaiser eine Generalprobe der Parade hielt. „Alles klappte wunderbar.“ Leider kam Eduard dann drei Stunden zu spät. Wurde aber wie des Reiches treuester Freund empfangen. Gewerksvereine, Veteranen, Schulkinder mit Schärpen und Fähnchen in den englischen Farben, stürmische Zurufe aus einer seit der Morgenfrühe versammelten Menge. Ob in London ein Fürst, der dem Britenreich so viel Liebes und Gutes gethan hätte, mit solchem Jubelgebraus begrüßt würde? Der Onkel trug die Uniform seines Gardedragoneregimentes; der Knecht beim Empfang die der englischen, beim Diner die der preussischen Dragoner, während der Spazirfahrt Civil, beim Abschied das Ehrenkleid des britischen Feldmarschalls. Nach neunstündigem Aufenthalt fuhr der König über Ischl, wo er einen Tag beim Kaiser Franz Joseph blieb, zur Kur nach Marienbad. An der wilhelmshöhe Galastafel hatte er einen emphatischen Trinkspruch des Kaisers mit sehr artigen Worten erwidert. Er sprach nicht, wie Wilhelm, von Verwandtschaft und Freundschaft, von alten Beziehungen und gemeinsam getragenem Leid; dankte aber für den herzlichen Empfang und erinnerte an seinen Wunsch, zwischen den beiden Ländern „die besten und angenehmsten Beziehungen“ zu sichern. Die Schlusßsätze der beiden Reden sind so charakteristisch, daß sie hier wörtlich angeführt werden sollen. Wilhelm: „Auf der Fahrt zum Schloß konnten Eure Majestät in den Augen der Bürger von Kassel und ihrer Kinder und später bei unserer Rundfahrt durch unsere schönen Fluren und stillen Wälder in den Gesichtern aller Derer, welche die Ehre und Freude gehabt haben, Eure Ma-

jestät zu sehen, das Gefühl dankbarer Ehrerbietung für diesen Besuch lesen. Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubniß, mein Glas erheben zu dürfen auf das Wohl Eurer Majestät, Eurer Majestät erhabenen Gemahlin, der Königin, des gesammten großbritannischen Königshauses und Eurer Majestät Volkes.“ Eduard: „Ich freue mich sehr, daß Eure Majestäten mich bald in England besuchen werden, und bin überzeugt, nicht nur meine Familie, sondern das ganze englische Volk wird Eure Majestäten mit der größten Freude empfangen. Ich trinke auf das Wohl Eurer Majestäten.“ Das Ceremoniale, der Subel des Empfanges und Abschieds, die Kleider- und Tischordnung, die Trinksprüche sind verbürgt. Nichts Anderes wissen wir von diesem Besuch.

Hören aber, daß er zum unermehlich holden Wunderward und daß dem Reich die Sonne heller als je vorher ins Fenster scheint. Wer sprach denn von Isolirung, von der Absicht, uns einzukreisen? Kindische Wespensternfurcht. Nie gab's solchen Plan; wer ihn gehegt hätte, müßte jetzt doch wohl merken, daß er nicht durchzusehen ist. Deshalb buhlt in Ost und West Alles um unsere Freundschaft. Wir sind die gesuchtesten Leute und könnten so viele Verträge, accords und ententes haben, wie wir wollen. Danken aber bestens. Denken darüber wie Botan und Botans Schüßling, der Drachentöler. Sind nicht so pedantisch, was Geschriebenes zu fordern. Der Dreibund ist wieder wie neu. (In Algeiras haben wir ihn bestattet, nach dem glorreichen Tag von Desio wieder ausgegraben.) Nikolai ist unser intimster Freund. (Gestern verschrien wir ihn als Idioten, vorgestern als Massenmörder; heute ist er ein etwas kränklicher, doch zuverlässiger Kumpan und sein Reich, das wir schon in Zeben sahen, unsere feste Burg.) Mit Eduard sind wir ein Herz und eine Seele. (Denn er hat unseren Kaiser besucht und damit bewiesen, daß er nicht, wie wir im Juli noch glaubten, ein tückischer Feind, sondern ein Staatsmann ersten Ranges ist. Verlangt Ihr noch mehr? Abgerüstet wird nicht, weil wir's nicht wollen. In Marokko wüthen die Franzosen, weil wir's wollen. Dittoni geht mit Lehrenthal nach Nihil, Cambon zu Bülow nach Rorderney und Clemenceau hat in Marienbad bei Eduard gefrühstückt. Kein Wölkchen am Himmel. Zwischen Deutschland und Britanien, zwischen Oesterreich und Italien kein Stäubchen. Uebermorgen sind wir auch mit Frankreich im Reinen. Ist Euch nicht aufgefallen, daß Radolin und drei reichsländische Spitzen mit Eduard im Hesseschloß waren? Daß der King dann Clemenceau ad audiendum verbum berief und der Kanzler Herrn Cambon ins Nordseebad lud? Bald spürt Ihr in allen Wipfeln keinen Hauch mehr. Sogar über die Balkangeschichten sind Alle schon einig. Drum gab's beim ischler Monarchenschmaus Macédoine de fruits en petits verres. Im Ernst . . .

Das alte Spiel beginnt wieder; wieder der alte Trug. Einst hieß es, was nicht in den Akten, jetzt heißt, was nicht in der Zeitung stehe, brauche und nicht zu kümmern. Und wer die Zeitungschreiber nicht zu hypnotisiren vermöchte, wäre kein Meister über die Geister. Melinitbombendampf muß ihnen wie Ambrosia duften, eine Maulschelle sie wie wonnigste Paarungsluft kitzeln. Dann läuft die Maschine. Dann hört das Volk, was wir seinem Ohr gönnen. Bei uns ist's erreicht. King Edward kann ein lustiges Lied davon singen.

À Paris?

Wilhelm der Zweite hatte lange kein Haupt eines großen Reiches in seinem Haus gesehen. Vielleicht freut's ihn, daß er inter pares nun wieder den Wirth spielen durfte. Ueber Motiv und Zweck dieser Besuche täuscht er sich aber wohl nicht. Der Zar mußte die Artigkeit von Bjoerkoe endlich erwidern, vor dem Abschluß des anglo-russischen Vertrages sich als höflichen Nachbar zeigen und Freundeshilfe gegen den Wunsch der Westmächte werben, den Fragen der Türkenliquidation und der Meerengen Sperre in der Zeit russischer Ohnmacht die Antwort zu finden. Eduard treibt das Staatsgeschäft wie ein kluger Großkaufmann. Der sucht jede Feindschaft zu vermeiden. Fühlt er sich bedroht oder fällt das laute Wesen eines Konkurrenten ihm auf die Nerven, so wehrt er sich seiner Haut, zieht Andere, die auch bedroht oder geärgert sind, in eine Interessengemeinschaft und zwingt den Lästigen in die seiner Potenz gebührenden Schranken. Dann hat er keinen Grund mehr zum Groll und stellt, sobald es irgend geht, den alten Verkehr wieder her. Feindschaften gehören zum Luxus müßiger Leute. Wenn man weiß, was beim Nachbar vorgeht, und die Möglichkeit hat, mit ihm zu reden, lebt sich's bequemer. Man kann dem Konkurrenten sagen, daß man die besten und angenehmsten Beziehungen zu ihm wünscht, und ihm doch jedes Geschäft wegnehmen, das zu erraffen ist. Das geschieht täglich und ist nach uralter Sägung des Handelskriegsrechtes erlaubt. Ein Bankdirektor speist abends bei dem Kollegen, den er mittags heimlich aus einer Geschäftsprovinz zu drängen versucht hat; und wenn Herr Rockefeller nach Berlin käme, wäre selbst er bei den deutschen Kaphtabänkern ein gefeierter Gast. Eduard fand seinen Neffen zu lebhaft und unstet, fürchtete, nach dem Jamesontelegramm, dem Kampftruf gegen die Gelben, der hitzigen Werbung um Onkel Sam und die islamischen Häupter, nach dem allzu sichtbareren Engagement für die Bagdadbahn und nach mancher Arbitrerrede, eine langwierige Geschäftsstörung und schuf einen starken Truf, dem Deutschland nicht angehört, gegen den Deutschland fürs Erste den Wunsch, in der Welt vornan zu sein.

und an allen Entscheidungen auf dem Erdball mitzuwirken, nicht durchsetzen könnte. Sollte der Sieger sich von einer Antipathie zu offenem Bruch drängen lassen? Das thäte kein Kaufmann, der den Namen verdient. Der Ring ist ja geschlossen. Sechzig Millionen tüchtiger Menschen zu entwaffnen, für Jahrzehnte auch nur niederzuwerfen: daran hat der Kühle nie gedacht. Kann er gut mit ihnen stehen: um so behaglicher wird die Existenz. Draußen ist auch noch viel zu thun. Indien in Gährung, seit die Japanerglorie das Ansehen des weißen Mannes geschmälert hat. Irland so unruhig wie vor dem Genieschrecken. Das Inselreich zum ersten Mal von einer sozialdemokratischen Bewegung bedroht, die der Gentry mehr Furcht einflößt als je ein Chartistenputsch. Konfliktsgefahr im Stillen Ozean und in der Adria. Das aethiopische Feuer glimmt unter der Asche fort. Da ist's nützlich, vor und hinter sich nicht Haß zu nähren, der in dunkler Stunde vielleicht wirksame Waffen fände. Wenn das Deutsche Reich sich mit der Stellung bescheidet, die es heute einnimmt, ist Alles in Ordnung; in noch schönerer, wenn es im Truist sein Bläßchen begehrt. Warum sollte Eduard dann nicht wieder der gute Onkel sein? Mancher hatte gezweifelt; gewettet: Kühler Empfang. Wer auf Zeitungen schwört, muß jetzt glauben, Altdeutschland bestätige jauchzend, daß ihm ward, was ihm gebührte.

Eduards Truist hat im europäischen Westen eine schwache Stelle. Frankreich will nicht dem ersten Feuer deutscher Geschütze ausgesetzt sein. Dieser locus minoris resistentiae wäre keine Gefahr mehr, wenn man die Nachbarn versöhnen könnte. Bis auf Weiteres wenigstens; angebrachtermaßen, wie Bismarck sagte. Unmöglich? Auch die franko-britische und die anglo-russische Verständigung schiens. Wenn die Minister Rußlands und Japans heute schon ihre Namen in Eintracht unter einen Affekuranzvertrag setzen, ist fortan nichts undenkbar. Nur langsam. Schritt vor Schritt. Der Frankfurter Friede muß zunächst aus dem Spiel bleiben; zunächst. Marokko ist auch nicht zu verachten. Deutschland kann ja in Anatolien entschädigt werden. Da, im Centrum des Osmanenreiches, würde es dem Islam nicht mehr im Glanz uneigennütziger Freundschaft erscheinen. Auch den russischen Argwohn wieder wecken. Greift im Türlengebiet erst Einer zu, dann haben wir bald die curée. Eine deutsche Parzelle in Anatolien wäre das sicherste Mittel, die drei Kaiserreiche einander zu entfremden, Britanien und Rußland in gemeinsamer Eifersucht einander noch fester zu verbünden. Dann ließe sich über die Meerengen reden und in Südosteuropa geriethen die Dinge in Fluß, ehe der Zar wieder mit starker Hand nach dem Bosphorus langen kann. Dabei kämen alle drei Weltmächte also auf ihre Rechnung. Und diese Chance ist ein paar Artigkeiten werth. Der Deutsche Kaiser

möchte nach Paris? Die Stadt lockt ihn mit ihrem Reiz, wie die alten Kaiser einst Roms magische Kraft an sich zog? Diesen Wunsch müssen wir nützen. Die Römerzüge der Staufer haben das Reich geschwächt, nicht gestärkt. Friedrich der Erste hat aus Rom nur ein Diadem heimgebracht und in der Campagna später sein Heer verloren. Friedrich der Zweite ist im Kampf gegen den Lombardebund erlahmt. Während eines Römerzuges trieb nationale Eifersucht Briten und Franzosen zum Bund gegen deutsche Staufermacht. Das Streben nach universaler Weltung kann auch dem neuen Deutschen Reich verhängnißvoll werden. Hat uns, die alten Feinde, nicht das Gefühl zusammengefittet, das, als ein von Roms Zauber geblendeter Kaiser vor Mailand stand, Johann von Salisbury in die Frage faßte: Quis Teutonicos constituit iudices nationum? Sie sind nicht mehr. Weder Richter noch Herren. Die Wege ins Weite sind ihnen rechts und links gesperrt. Aber sie bleiben stark. Und Starke soll der Starke gefällig sein, so lange er sich mit solcher Willfährigkeit nichts vergiebt.

König Eduard ist ins Hessenschloß des Deutschen Kaisers gekommen, als er mit Rußland im Wesentlichen einig geworden war. Als das Parlament ihm drei neue Schlachtschiffe größten Typs bewilligt hatte. Als der Britenbastard Morenga der sonst so wachsamem Kappolizei entwischt war und wieder durch Deutschlands südwestafrikanische Kolonie strich. Als die Niederlage des Deutschen Reiches im Streit um Marokko sich nicht mehr verschleiern ließ. Als geschickt lancirte Schlagwörter arglose Gemüther zu der nahen Möglichkeit franko-deutscher Freundschaft überredet hatten. König Eduard hat von tausend Stimmen gehört, daß er nur an den Weltfrieden gedacht hat, nicht an die Isolirung Deutschlands, und daß die Volksgenossen Brixens, Wilhelms und Bismarcks die Lage ihres Reiches als angemessen und seine Zukunft nicht bedrohend empfinden. Dieser Besuch war bisher sein stolzester Triumph. Jetzt kann er sich mit Deutschland über den Flottenbau und über das Schiedsgericht verständigen; bei der Jagd auf Morenga helfen; und, als zärtlicher Oheim, zu der Expansion nach Anatolien und zu der Versöhnungreise nach Paris seinen Segen geben.

... Das alte Spiel beginnt wieder; wieder der alte Trug. Die Achtung der Freunde sinkt; mit kaum noch verhüllter Ironie loben sie Deutschlands Rachgiebigkeit. Der Uebermuth der Gegner hält Alles für möglich. Das deutsche Wort wirkt nicht mehr; daß ihm die That folgen werde, scheint nicht zu fürchten. Praestigia non terrent. Und während dem Volk ein neuer Glückselig vorgetäuscht wird, fragt Mancher leise, ob nicht das Schwert den Söhnen das Gitter einst spalten müsse, in das blinde Väter sich zäunen ließen.



Wünsche der deutschen Müller.

Vor mir liegt eine von einem Ausschuss der deutschen Müller verfasste „Denkschrift über die Organisation von Verkaufsvereinigungen der deutschen Müller“ (Berlin 1907, Puttkammer und Mühlbrecht), die geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Nationalökonomen auf sich zu lenken, weil sie zeigt, wie das alle Kreise der Produzenten erfüllende Streben, Ordnung in das Chaos der heutigen Volkswirtschaft zu bringen, immer schärfer hervortritt. Vielleicht lassen sich hierin, wenn auch vorläufig nur verschwommen, die Konturen der Gestaltung erkennen, die eine künftige Volkswirtschaft annehmen wird.

Dass es besonders den kleinen Müllern heute nicht gut geht, ist bekannt; doch ist die Ursache nicht darin zu suchen, daß die kleinen Mühlen mit den großen nicht konkurrieren können. Nach der „Denkschrift“ können die modernsten Maschinen zur Verarbeitung von Getreide in Mehl schon in einer Mühle aufgestellt werden, die nur fünf Tonnen Getreide täglich verarbeitet. Bei den Mühlen von fünf Tonnen aufwärts wird die technische Einrichtung erst wichtig, wenn sie rückständig geblieben ist. Auch eine Ueberproduktion an Mehl besteht in Deutschland nicht und kann als Regel nicht bestehen, weil Mehl aus deutschem Getreide unter gewissen Voraussetzungen eine längere Lagerung nicht verträgt. Wohl aber ist die Leistungsfähigkeit der deutschen Mühlen über den Mehlbedarf des deutschen Volkes und damit auch über die tatsächliche Vermahlung hinaus gewachsen. Und dieser Umstand bewirkt, mit dem Prinzip des Einzelverkäufers, eine Häufung der Mehlofferten auf dem Markt.

Die eigentliche und letzte Ursache der heutigen Nothlage ist in der Vervollkommnung der Transportmittel und der dadurch ermöglichten übergroßen Konkurrenz zu suchen. In der „guten alten Zeit“ der Landstraßen und der Posten war die Mülerei ein ruhiges und sicheres Gewerbe. Getreide und Mehl sind bekanntlich schwer transportabel; deshalb waren die Mühlen ziemlich gleichmäßig über das ganze Land zerstreut und klein. Ein großer Getreide- und Mehlhandel existierte nicht; die Bäcker waren gezwungen und gewohnt, ihren Getreidebedarf direkt beim Landwirth zu kaufen, und ließen dieses Getreide in der nächsten Mühle gegen Bezahlung vermahlen. Der Müller war also nur Lohnmüller und jede Mühle besaß thatsächlich ein gewisses bescheidenes Monopol, weil in ihrem beschränkten Gebiet die Bewohner fast ausnahmslos auf eben diese Mühle angewiesen waren. Seit es Dampfschiffe und Eisenbahnen giebt, ist das Alles ganz anders geworden. Das Bäckergewerbe hat seine Wirtschaft neu organisiert und diese Umgestaltung mußte auf die Mülerei zurückwirken. Zunächst erschienen die ungarischen, dann die nordamerikanischen und schließlich die Mühlen in den deutschen Hafenplätzen mit ihrem Erzeugniß auf dem mitteleuropäischen Markt. Die erste Folge war, daß die Bäcker vorzogen,

das fertige Mehl vom Müller zu beziehen, statt das Getreide vom Landwirth zu kaufen und dann vom Müller vermahlen zu lassen. Die großen Mühlen waren auch sofort bereit, den Bäckern die günstigsten Zahlungsbedingungen zuzugestehen. Die deutschen Müller mußten sich dieser Entwicklung anpassen und aus einfachen Lohnmüllern moderne Handelsmüller werden, die das Getreide auf eigene Rechnung und Gefahr kaufen und es als fertiges Mehl in den Handel bringen, hauptsächlich also an die Bäcker auf Kredit verkaufen. Aus der früheren ruhigen und sicheren Lohnmüllerei ist ein unruhiges und sorgenvolles Geschäft geworden, weil der heutige Handelsmüller gezwungen ist, alle Schwankungen der Getreide- und Mehlpreise auf sich zu nehmen, und weil er obendrein dem Bäcker einen risikanten Kredit gewähren muß. Der Müller soll heute Techniker und Kaufmann zugleich sein. Verschärft werden diese Uebelstände noch dadurch, daß die große Konkurrenz die Müller zwingt, einander zu unter- oder zu überbieten, den Bäckern immer beträchtlichere Preisermäßigungen und Kreditbegünstigungen zuzugestehen. Dadurch wird die Entstehung ungenügend fundirter Bäckereien erleichtert und die Unsolidität in diesem Gewerbe großgezogen. Als ein volkswirtschaftlicher Konsens und Mißstand kommt noch hinzu, daß die Müller durch die Konkurrenz gezwungen werden, ihre Produkte irgendwo, wenns sein muß, auch in entfernten Gegenden, abzugeben, daß also, zum Beispiel, westdeutsche Mühlen ihr Mehl an die Ostgrenze von Deutschland versenden. Durch diese planlosen Fernverkäufe entstehen ganz überflüssige Transportkosten.

Soll dem Müllergewerbe geholfen werden, so muß die widersinnige Konkurrenz der Mühlen ein Ende nehmen. Das kann nur geschehen, wenn die einzelnen Mühlen aufhören, ihr Mehl selbst zu verkaufen, wenn also alle oder doch die meisten Mühlen Deutschlands sich zu einer einheitlichen, das ganze Reich umfassenden Verkaufsorganisation zusammenschließen, die dafür zu sorgen hat, daß immer nur so viel Mehl auf den Markt gebracht wird, wie der Konsum braucht, und daß die ganz überflüssigen und volkswirtschaftlich nachtheiligen Fernverkäufe von Mehl aufhören. Die „Denkschrift“ plaidirt für eine solche Reichs-Verkaufsorganisation, die sich auf ein System lokaler Verbände aufbauen könnte. Dann hätten wir also ein Kartell der deutschen Mühlen. Das könnte in einer Zeit allgemeiner Kartellirung und Vertrausung nicht auffallen. Die „Denkschrift“ fordert aber noch mehr: die Kontingentirung der deutschen Mühlen durch ein zu erlassendes Reichsgesetz. Und ad captandam benevolentiam fisci empfiehlt sie eine Umsatzsteuer auf Mühlenprodukte (sofern sie zur menschlichen Nahrung dienen).

Die Kontingentirung einer ganzen Produktion ist an sich nichts Unerhörtes; sie ist eigentlich uralt. In Oesterreich wurde das Tabakmonopol 1723, also vor nun bald zweihundert Jahren, eingeführt; es giebt dem Staat das Recht,

allein, ohne Konkurrenz, den rohen Tabak zu fertigen Genussgütern zu verarbeiten, ausländische Tabaksorten zu importiren und zu verkaufen. Die Produktion des Rohstoffes, Anbau und Kultur der Tabakpflanze ist der privaten Thätigkeit überlassen; doch muß der Tabakbauer sich verpflichten, seine ganze Ernte der Staatsverwaltung zu einem im Voraus bestimmten (je nach der Qualität der Blätter abgestuften) Preis zu überlassen. Da nun die Verwaltung der staatlichen Tabakfabriken es nicht darauf ankommen lassen kann, daß ihr eines Tages wider Erwarten ganze Berge von Tabakblättern eingeliefert werden, die sie übernehmen müßte, ohne dafür eine Verwendung zu haben, so ist in Oesterreich der Anbau der Tabakpflanze nur in einzelnen Kronländern gestattet; und selbst da darf der Landwirth nur so viele Grundstücke mit Tabak bepflanzen, wie ihm von der Monopolverwaltung im Hinblick auf den voraussichtlichen Bedarf des nächsten Jahres gestattet wird. Mit anderen Worten: der Anbau der Tabakpflanzen oder die Produktion des Rohstoffes ist in Oesterreich kontingentirt. Als die Regierung des Deutschen Reiches 1886 mit der Absicht hervortrat, das Branntwein-Monopol einzuführen, schwebte ihr begreiflicher Weise eine analoge Regelung der Branntweinproduktion vor. Geplant war ein Raffinerie-Monopol; die Erzeugung des rohen Branntweins sollte nach wie vor der privaten Thätigkeit überlassen bleiben, das Reich allein aber das Recht haben, den rohen Branntwein zu raffiniren und zu alkoholischen Getränken zu verarbeiten. Auch der Verkauf des raffinirten Branntweins, des reinen Alkohols und der Getränke sollte dem Reiche vorbehalten bleiben und den Brennereibesitzern deshalb die Verpflichtung auferlegt werden, den gesamten erzeugten Rohbranntwein an die Monopolverwaltung abzuliefern. Und da man es auch hier nicht darauf ankommen lassen konnte, daß der Monopolverwaltung eines schönen Tages ein ganzer See von Rohbranntwein zur Raffinirung geliefert werde, so mußte die Menge des Rohbranntweines, die jährlich erzeugt werden darf, kontingentirt werden. Der Gesetzentwurf bestimmt denn auch, wie viel Rohbranntwein jede Brennerei erzeugen darf.

Das in Deutschland angestrebte Branntweinmonopol unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem österreichischen Tabakmonopol. Während dieses nie etwas Anderes war als eine fiskalische Maßregel, eine Einrichtung, die gar keinen anderen Zweck hatte als den, dem Staate eine reichlich fließende Einnahmequelle zu erschließen, sollte das deutsche Branntweinmonopol zwar auch dem Reich Geld einbringen, nebenbei aber noch Anderes bewirken. Deutschland litt damals, wie der Motivenbericht zu dem Gesetzentwurf berichtet, unter einer nicht unbedeutenden Ueberproduktion von Spiritus und deshalb standen die Spirituspreise unverhältnißmäßig schlecht. Dem sollte durch die Einführung des Monopols und durch die Kontingentirung der Branntweinproduktion abgeholfen werden. Die Branntweindrenner hätten für ihren Branntwein einen

lohnenden Preis bekommen, der Ueberproduktion wäre gesteuert und durch die Auftheilung des Branntwein-Kontingents auf die einzelnen Brennereien wären die kleinen Landbrenner vor der Konkurrenz der großen Branntweinfabriken geschützt worden. Neue Brennereien sollten nur mit staatlicher Konzession gegründet werden. Das Monopol wurde bekanntlich vom Reichstag verworfen, aber der Gedanke der Kontingentirung der zu erzeugenden Branntweinnenge festgehalten und mit einer kleinen Modifizirung aus der Monopolvorlage in das deutsche Branntweinsteuergesetz hinübergenommen; die selbe Bestimmung hat später auch in das heute geltende österreichische Branntweinsteuergesetz vom zwanzigsten Juni 1888 Eingang gefunden. Durch beide Gesetze wird nämlich die „indirekte Kontingentirung“ des Branntweines eingeführt. Die Menge des Branntweines, die im ganzen Staatsgebiet erzeugt werden darf, wird nach einem bestimmten Modus (so viel, wie bisher im Durchschnitt der letzten Jahre erzeugt wurde, oder so und so viele Liter auf den Kopf der Bevölkerung) festgesetzt und periodisch auf die einzelnen Brennereien aufgetheilt. Jeder Brenner darf das ihm zugetheilte Quantum erzeugen und hat dafür eine mäßige Steuer (pro Hektoliter) zu bezahlen; jedoch steht ihm frei, auch mehr zu erzeugen: nur muß er dann für jedes Hektoliter dieses Ueberschusses einen höheren Steuersatz entrichten. Der Motivenbericht zu dem deutschen Brauntweinsteuer-Gesetz sagt: „Die hier vorgeschlagene Kontingentirung soll erstens zum Schutz der kleineren Brennereien den größeren gegenüber dienen, indem sie die größeren hindert, ihren Betrieb willkürlich auszudehnen und dadurch die kleineren Anstalten mehr und mehr aufzusaugen. Dann aber bezweckt die Kontingentirung, einem übermäßigen Anwachsen der inländischen Gesamtproduktion an Branntwein und einer davon zu befürchtenden Gefährdung auch der finanziellen Interessen des Reiches vorzubeugen.“ Man sieht hier deutlich, wie sich der Gedanke immer mehr durchringt, daß der heutige unregelmäßige Zustand der Produktion von Uebel ist und daß der Gesetzgeber Maßregeln suchen muß, mit deren Hilfe die Produktion sich dem Bedarf anpassen kann.

Der selbe Gedanke kehrt in dem deutschen Gesetz vom siebenundzwanzigsten Mai 1896 wieder, das die Menge des in Deutschland zu erzeugenden Zuckers „indirekt“ kontingentirt. Jede Fabrik darf das ihr zugebilligte Zuckerquantum gegen Entrichtung des bestimmten (mäßigen) Steuersatzes erzeugen; produziert sie mehr, so ist für jeden Metercentner dieses Ueberschusses eine höhere Steuer zu bezahlen. Einen ähnlichen Schritt wollte Oesterreich thun. Oesterreich ist bekanntlich ein Zucker exportirendes Land und sein Zuckerelexport beruhte zum guten Theil auf den bestehenden Exportprämien. Als dann im März 1902 die Brüsseler Zuckerkonvention geschlossen wurde, befürchtete man in Oesterreich einen erbitterten Konkurrenzkampf der Zuckerfabriken unter einander, der mit dem Siege der großen und dem Untergang der kleinen Fabriken geendet

und zu empfindlichen Vermögensverlusten und Besitzverschiebungen geführt hätte. Darum entschloß sich die Regierung, dem Parlament einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, nach dem die Menge des zu erzeugenden Zuckers „direkt“ kontingentirt und auf die bestehenden Fabriken aufgetheilt werden sollte. Neu entstehenden Zuckerrfabriken sollte (von einer unwesentlichen Ausnahme abgesehen) kein Antheil am Kontingent überwiesen, die Entstehung neuer Zuckerrfabriken sollte also verhindert oder wesentlich erschwert werden. Das Gesetz sollte auf die Dauer des brüsseler Abkommens, also vom ersten September 1903 bis Ende August 1908, gelten, scheiterte aber an dem Widerspruch der auf der brüsseler Konferenz vertretenen Staaten, die in dem Gesetz ein Zwangskartell zu erblicken glaubten und befürchteten, es könne die Exportprämien durch eine Hintertür wieder hereinschmuggeln. Noch ehe es in Wirksamkeit trat, wurde das Gesetz durch eine kaiserliche Verordnung vom ersten August 1903 wieder aufgehoben.

In Rußland sind zwei der wichtigsten Kartelle, das der Zuckerrfabrikanten und das der Petroleumproduzenten, unter staatlicher Mitwirkung entstanden und stehen noch heute unter staatlicher Oberaufsicht.

Das Selbe verlangt nun die Denkschrift der Müller. Die Produktion von Mühlenfabrikaten (sofern sie zur menschlichen Nahrung dienen) soll kontingentirt werden. Die zuständigen Behörden sollen ermitteln, wie viel Mehl im Durchschnitt der letzten fünf Jahre alljährlich in Deutschland erzeugt wurde, und dieses Quantum soll auf die bestehenden Mühlen nach ihrer bisherigen Leistungsfähigkeit aufgetheilt werden (wobei die kleineren Mühlen mehr zu berücksichtigen sind). Dieses Quantum bleibt steuerfrei; was aber die einzelne Mühle darüber hinaus erzeugt, soll einer „Umsatzsteuer“ unterliegen. Da jedoch der Mehlbedarf mit der Bevölkerung wächst, soll durch das Statistische Amt der voraussichtliche Mehlbedarf jedes Jahres ermittelt und dieses Plus durch den Bundesrath den einzelnen Mühlen zugewilligt und zu ihrer „steuerfreien“ Vermahlung hinzugeschlagen werden. Dem Bundesrath soll auch überlassen bleiben, etwa neu entstehenden oder vergrößerten Mühlenbetrieben einen Theil dieses Kontingents zuzuweisen.

Wir scheinen auf dem Rückweg zu den Grundzügen der mittelalterlichen Gewerbepolitik. Die mittelalterliche Industrie war Handwerk und durch die Junftoerfassung in einer geradezu ideal zu nennenden Weise geregelt. Die mittelalterliche Wirtschaft war eine Stadtwirtschaft; es mangelte an Verkehrsmitteln, ein Transport von Gütern auf größere Entfernung war, wenn man von den schiffbaren Flüssen absieht, fast unmöglich und daher mußte jede Stadt, was sie an gewerblichen Produkten brauchte, selbst erzeugen. So war denn die Junftoerfassung in erster Reihe darauf zugeschnitten, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Allerdings gab es damals noch keine Statistik, man konnte daher nicht von den Gütern ausgehen, nicht sagen: „Die Stadt braucht

jährlich so und so viele Schuhe, Anzüge, Tische, Stühle, Bänke, Fässer und deshalb dürfen nur so und so viele Stücke von diesen Waaren erzeugt werden“; aber die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte war klein, sie ließ sich leicht überblicken und man hatte eine dumpfe Vorstellung davon, auf wie viele Köpfe der Bevölkerung ein Schuhmacher, ein Schneider, ein Tischler, ein Räder zu entfallen habe, wenn der Bedarf der Bevölkerung gedeckt werden und der einzelne Meister die Möglichkeit haben sollte, von dem Ertrag seines Gewerbes standesgemäß leben zu können. Ueberall war die Zahl der Meister in jeder Kunst beschränkt, war die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, die der einzelne Meister beschäftigen durfte, bestimmt, war festgesetzt, wie viele Werkvorrichtungen (Webstühle, Hobelbänke, Drehbänke) der einzelne Meister aufstellen, welches Quantum von Rohstoffen er erwerben durfte. Nach der Entdeckung von Amerika kam die Großindustrie auf, blieb zunächst aber „Manufaktur“, Großhandwerksbetrieb, und spielte, als Ausnahme, neben dem gewöhnlichen Handwerk keine sehr wichtige Rolle. Die mittelalterliche Kunstverfassung wurde zwar mehrfach modifizirt, blieb aber in Kraft. Erst seit der Erfindung der Maschinen und ganz besonders seit der Ausbreitung der Eisenbahnen entstand die moderne Großindustrie; und sie sprengte die alte Gewerbeverfassung. An die Stelle der früheren schützenden Schranken trat die absolute Freiheit der Gewerbebetriebe; und die nothwendige Folge dieser schrankenlosen Konkurrenz war der „anarchische Zustand der Produktion“. Da unter dieser allgemeinen Desorganisation die industriellen Unternehmer selbst am Schwersten litten, suchten sie Hilfe und fanden sie in den Kartellen. Der Keimgedanke aller Kartelle und Trusts ist ja das Bestreben, die Produktion dem Bedarf anzupassen. Hinzukommt von der anderen Seite das finanzielle Bedürfnis der Staaten. Das wächst von Jahr zu Jahr; die Steuern können nicht ins Unerträgliche erhöht werden: Monopole aber verheissen ergiebige Einnahmequellen. Bequem durchzuführen ist ein Monopol bei der Herstellung der Waaren, die schon mit einer Verbrauchsabgabe belastet sind. Man darf aber nicht glauben, daß jedes Monopol die Waare verteuere, daß der Gewinn, den der Staat aus irgend einem Monopol zieht, immer und ausschließlich aus der Vertehrung der betroffenen Waare stammen muß. Ein Blick auf österreichische Tabaksorten zeigt allerdings, daß ihre Preise höher sind als die Preise der entsprechenden Sorten in Deutschland; sie sind aber nicht etwa so hoch, daß daraus der Gewinn der österreichischen Tabakverwaltung zu erklären ist. Man kann vielmehr behaupten, daß der Tabakmonopolgewinn nur zur einen Hälfte aus den höheren Preisen der Tabaksorten, zur anderen Hälfte aus den Erspatnissen fließt, die durch den einheitlich geregelten Großbetrieb der Tabakfabriken erzielt werden. Und gerade dieser Umstand lockt die Regierungen auf den Weg zum Monopol.

Das Deutsche Reich wollte diesen Weg beim Branntwein einschlagen.

Die nothwendige Voraussetzung des Branntwein-Raffineriemonopols ist aber, wie gezeigt, die Kontingentirung der Rohbranntweinproduktion; und hier begegnen die finanziellen Interessen des Staates den Wünschen der Branntweimbrenner, die die Produktion dem Bedarf angepaßt sehen wollten. Aus dem Monopol wurde nichts; aber der Gedanke, die Produktion dem Bedarf anzupassen, wurde in der Form der „indirekten Kontingentirung“ in das neue Branntweinsteuergesetz hinübergenommen. Als Idealzustand kann die Kontingentirung, auch die „direkte“, von den Produzenten allerdings nicht anerkannt werden. Sie müssen immer wünschen, daß die Gesamtheit der Unternehmer einer bestimmten Branche zu einem staatlich anerkannten Zwangsartell, zu einer Körperschaft öffentlichen Rechtes zusammengefaßt werde, die, analog der alten Zunft, das ausschließliche Recht besitzt, den Artikel im ganzen Staatsgebiet zu erzeugen und ihre inneren Angelegenheiten (insbesondere die Auftheilung des Gesamtkontingents auf die einzelnen Theilnehmer) autonom zu ordnen.^{*)} Die Kontingentirung ist noch lange kein Kartell, denn die einzelnen Unternehmer stehen einander noch immer fremd und unabhängig gegenüber und können einander in Preis und Qualität unter- oder überbieten. Immerhin aber bringt die Kontingentirung Gewinn. Erstens wird durch die Kontingentirung die Produktion dem Gesamtbedarf angepaßt. Zweitens wird durch die individuelle Auftheilung des Kontingents auf die einzelnen Werke der ruhige Betrieb und die Fortexistenz jedes Werkes gesichert. Drittens wird durch die Auftheilung des Kontingents auf die einzelnen Werke die größte Schwierigkeit, die sonst die Kartellbildung zu hemmen pflegt, aus dem Wege geräumt. Daß die Kontingentirung der Produktion nicht auf allen Gebieten durchgeführt werden kann, wird wohl kaum bestritten; daß sie aber da möglich ist, wo es sich um die Erzeugung von Massenkonsumartikeln handelt, zeigt die Erfahrung. Und wie sehr sie den Wünschen der Produzenten entspricht, beweist die Denkschrift der deutschen Mühlen, die um die Kontingentirung der Mühlenproduktion bitten, weil ihnen die allgemeine Desorganisation des Mühlengewerbes unerträglich scheint.

Unter den Mitgliedern des Ausschusses, der mit der Aufgabe betraut war, „sich mit den vorbereitenden Arbeiten zur Bildung von Vereinigungen benachbarter Mühlen zu beschäftigen und zur Klärung der Verhältnisse beizutragen“, war auch Professor Dr. Ruhland in Berlin. Ich glaube, nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er der eigentliche Verfasser der Denkschrift ist.

Spernowitz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwachter.

^{*)} Ich spreche hier nur von dem Zustand, den jedes Kartell seiner inneren Natur nach anstreben muß; die Frage, ob die Staatsgewalt den Kartellen ein so weitgehendes Recht zugestehen kann, steht auf einem anderen Blatt. Ich glaube: Ja; aber nur, wenn den Arbeitern die Mitregierung im Kartell verbürgt wird.



Anzeigen.

Hagar. Eine Dichtung in vier Akten. E. Pietsch's Verlag, Dresden. 1906.

Im vorigen Jahr durfte ich hier auf das Erscheinen meiner dionysischen Märchendichtung: „Gautchos und die Menschlin“ hinweisen. Heute biete ich den Lesern ein kleines Fragment aus meiner das altersgraue Thema außerehelicher Mutterschaft behandelnden Tragödie des Weibes:

Sarai

(nach einer kleinen stummen Pause zu Abram, der verzweifelt vor sich hinsinnt)
Verzage nicht!

Abram

Nur süchtiger Balsam ist
der Worte Trost. Warum ließ Gott uns wie
ein Palmenpaar im heißen Wüstenland
verfeinen? — Wie — wie sagte Elieser?
Den Gläubigsten befällt einmal der Zweifel!

Sarai

Nummehr auch Dich? Bisher schalst Du mich aus.

Abram

Wer glaubt, sein Leben hatte einen Zweck,
fährt er zur Gruft, verzweifelte an dem Glauben
und glaube an den Zweifel und an nichts,
Denn nichts war Alles — alles Dasein nichts,
vergaß er, für die Ewigkeit zu schaffen.
Im jungen Keime nur — im Werden
weist unsre Kraft! Das Ausgekeimte ist
dem Tod geweiht. Wir Beide werden bald
fruchtlose Erde, der kein Trieb entsprießt.

Sarai

(nähertrifft sich ihm und legt ihre Hand auf seine Schulter).

Abram, verzweifelte nicht! Wenn die Natur
sich wider das Gebot des Herrn verschließt,
dann überkommt uns allerdings der Zweifel
an seine Allmacht oder seine Güte.
Jedoch ich will nicht, daß Du für mich büdest!
Hat mir, dem Weib, der Herr den Lebenskeim
versagt — weshalb dem Manne nicht? —, so muß
es doch sein Wille sein, auf daß durch Dich
sich des Geschlechtes Zweck erfülle. Besser
ein Halbblut wird der Erde als ein Fremdes,
das von uns Beiden nichts gemeinsam hat.
Hat Gott mir seine Gnade auch versagt,
läßt er mich doch vielleicht durch Dich nochmal
in einer Anderen erbauen!

Abram

Sarai!

Mit Deinem Herzblut weicht Du mich zu trösten,

daß die Verheißung sich an mir erfülle.
Für so stark hätte ich Dich nicht gehalten!

Sarai

Auch ich mich nicht. Im Ringen kam die Stärke.
Jetzt ist vollbracht! Leicht war es nicht, das Weid
in sich zu überwinden und das Herz
trotzdem nicht zu zer Sprengen und das Hirn.
Jetzt ist vollbracht. Und Alles kann ich jetzt
verstehn und Alles kann ich jetzt verzeihn.

Wilhelm Steiner-Oden.

Geld-, Bank- und Börsenwesen. Dritte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Karl Ernst Poeschel in Leipzig. Mark 3,60.

Der *Lehrbuch der Währungs-, Bank- und Börsenwesen*... hat... erweitert... worden. Der erste Theil handelt von Geld und Geldsurrogaten. Ich habe über Ursprung und Entwicklung des Geldes, über seine Funktionen, das Münzsystem, die Währungsfrage und über Geldsurrogate (Wechsel, Anweisung, Check, Papiergeld, Reichskassenscheine) gesprochen. Im zweiten Theil, Bankwesen bezieht, habe ich einen kurzen Ueberblick über die Geschichte des Bankwesens gegeben und dann in ausführlicher Weise die Technik des Bankwesens geschildert, so insbesondere das Depositengeschäft, die Notenausgabe, den Kontokorrentverkehr, das Diskont-, Lombard- und Emissionengeschäft, weiter dann die Technik des Effektengeschäftes, den An- und Verkauf von Wertpapieren, ihre Aufbewahrung und Verwaltung. Den Schluß dieses Abschnittes bildet ein Ueberblick über die Staatsinstitute und die großen ausländischen Notenbanken. Im dritten Theil soll der Leser mit den Arten der Börsen und der Börsengeschäfte, mit ihrer Organisation und hauptsächlich mit der Technik des Börsenverkehrs vertraut gemacht werden. Er sieht, wie die Kassa- und wie die Ultimogeschäfte abgewickelt und die Kurse festgesetzt werden.

Halenke.

Dr. Georg Obst.

Sumpf und Sonne. Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien.

Die Novellen, die in diesem Band vereinigt sind, entstanden in ziemlich weit auseinanderliegenden Zeiten, zwischen drängender Arbeit. Sie sind darum recht ungleichartig und zweifellos auch ungleichwerthig. Gemeinsam aber ist ihnen das heiße Bemühen ihres Erzeugers, in möglichst ausgefeilter Form psychologische Satire zu geben und dabei auch vor den letzten Brutalitäten, Schwächen und Eynismen unserer lieben Menschlichkeit nicht kopfscheu zu werden. Mit einigen dieser Geschichten und Skizzen, die in Zeitungen und Zeitschriften bereits erschienen, ging es mir leider nicht gerade seltsam: was ich in reinlichster Absicht dem Leben abgeschrieben, ganz überzeugt, daß es im Leser die selbe Stimmung wider die Modelle auslösen würde wie in mir, es wurde mir selber zur Last gelegt, als Ideal meiner eigenen schönen Seele gebedeutet; und in den Augen gewisser klugen Leute wurde ich so ein recht schlechter Kerl. Die alte Geschichte. Ich warne davor, sich von ihr loden zu lassen, denn diesmal ist sie wirklich unbegründet und etliche meiner Sachen sind so skandalös harmlos, daß sie in einem Frauenblatte stehen konnten. Im Uebrigen

soll schon der Titel „Sumpf und Sonne“ andeutend besagen, daß der splendide Schimmer einer wärmeren Idee, eines reineren Gefühles die dumpfen Niederungen hier überleuchten will, häßlich aus der Höhe.

Wien.

Rudolf Strauß.

Lieder aus dem Rinnstein, Band 3; Verlag Harmonie, Berlin. 1 Mark.

Daß ich ein drittes Bändchen dieser Lieder aus den menschlichen Tiefen den beiden vorausgehenden folgen lassen würde, glaube ich nicht. Der Strom von vollstichen Dichtungen und Gesängen floß mir aber so reichlich zu, daß ich meinte, all diese Volkslieder, Landstreicher-, Verbrecher- und Dirnenlieder nicht für mich behalten zu dürfen; um so weniger, als ich diesmal auch Melodien zu den beiden ersten Bänden geben konnte. Kriminalisten, Folkloristen, Soziologen und viele Andere werden in diesem Buch Manches finden; Anregendes und Belehrendes.

Frau Meyen. Verlag Dr. Franz Ledermann, Berlin. 1 Mark.

Die Geschichte dieser Frau ist die Geschichte vieler Frauen. Sie sind folgjam und gehen kalt in eine Ehe hinein, um schließlich den ungeliebten Ehemann mit den glänzenden Kränzen ihres eigenen Feuers zu schmücken. Die Erkenntniß kommt. Die enttäuschte Sehnsucht schmeckt gallebitter. Aber die Kraft zum eigenen Leben, zum Bruch mit dem Aufgezwungenen fehlt ihnen. Sie fehlte vor Allem der Generation, deren Kinder wir sind. Sie fehlte auch Frau Meyen, die erst an der Hand ihres Kindes zu sich selbst kommen konnte. Um dies schlichte Leben poetisch zu gestalten, um die schlichte Sprache jener Menschen nicht zu verzerrern und doch über das Gewöhnliche zu erheben, malte ich nur die entscheidenden Episoden. Eine Ballade in Prosa, wie sie sich für uns bürgerliche Menschen von heute ziemt, ist, wie ich glaube, mir da, halb gewollt, mehr gemußt, aus der Feder geflossen.

Großlichterfelde.

Hans Dittwald.

Friedrich Karl Hausmann, ein deutsches Künstlerschicksal. Von Emil Schaeffer.

Verlag von Julius Bard, Berlin.

Das Buch erzählt mit schlichten Worten das Schicksal und das Schaffen eines deutschen Malers, der in den Tagen Feuerbachs lebte. Der sich als Anreger und Führer zu Großem berufen glaubte. Aber die Menschen waren seinem Thun nicht freundlich gesinnt; und sein Wesen war halb, unsicher, schwach. So wurde sein Leben ein tragisches Hin und Her, sein Werk ein schönes Versprechen und sein Name wurde vergessen. Die Jahrhundertausstellung hob ihn wieder aus dem Dunkel hervor und zeigte, daß die Kunstgeschichten ihn mit Unrecht übergingen. Die Liebe eines nicht nur gelehrten, sondern auch feinsinnigen Menschen hatte sein Werk zusammengetragen und dieser selbst Emil Schaeffer fand im vorliegenden kleinen Bande seinem Liebhabergefühl sympathische Worte. Sie seien herzlich empfohlen. Es giebt in Deutschland in den Schönen Künsten viele Kenner, Kritiker, Historiker und wenige Amateure. Hier hebt ein Amateur in vornehmer Bescheidenheit und stiller Freude Dinge empor, die seine Liebe entbedte. Wir wollen diese Freude mit ihm theilen. Die Reproduktionen des Bandes zeigen einen deutschen Maler, der selbständig Dinge andeutete, die Goya, Courbet, Daubigny vollendet gestalteten.

Paris.

Wilhelm Uhde.

Die Konjunktur.

An den Börsenböden wird nicht viel gehandelt; aber zum Reden bietet sich immer Stoff. Der Eine spricht über die Entwertung der englischen Konsols, der Andere über die Naivetät des sonst so klugen Onkels Sam, der von dem Kampf gegen die Truists jetzt wirklich Brauchbares hofft. Hauptgesprächsgegenstand ist überall aber die industrielle Konjunktur. Die Warner sind selten. Meist hört man, daß die Beschäftigung keinen Wunsch unerfüllt läßt. Ein Skeptiker scheint Generaldirektor Fromm (non omen est nomen) von der oberpfälzischen Maximilianhütte, dem größten süddeutschen Hüttenwerk, zu sein; in seinem Geschäftsbericht und in der Generalversammlung hat er keinen allzu hohen Ton angeschlagen. Mit dem Beitritt zum neuen Stahlwerkverband habe die Hütte ein großes Opfer gebracht. Noch wisse man nicht, wie die Dividende aussehen werde. Da in der letzten Zeit die Bestellungen etwas langsamer eingingen, könne der Ertrag des zweiten Halbjahres geringer werden. Die Hütte, deren Aktie heute etwa 9920 Mark kostet und die darauf nur 430 Mark vertheilt, in einer Zeit, wo die großen westfälischen Hüttenwerke 7 und 8 Prozent abwerfen, also nur 4¼ Prozent Dividende giebt, kann schließlich auch eine Herabsetzung der Gewinnquote extragen. Das sparen die Aktionäre kaum; viele haben ihre Aktien noch aus der Taufendguldenzeit. Aber die Hütte ist ein ansehnliches Mitglied des Stahlwerkverbandes und ihre geschäftliche Lage erlaubt vielleicht Schlüsse auf die Gesamtsituation. Der Julitermin hat ja eine Reihe glänzender Resultate gebracht. Der Bochumer Gußstahlverein erhöhte die Dividende von 15 auf 16½, das Eisen- und Stahlwerk Hoersch von 15 auf 18, das Stahlwerk Van der Hypen von 13 auf 16 Prozent und das Traconeisenwalzwerk Mannsßadt giebt 20 (gegen 14) Prozent. Von dem Sorgenkind Dernburgs, der Deutsch-Byurgurgischen Bergwerk- und Hüttengeellschaft, heißt es, sie werde mindestens wieder 10 Prozent geben. Das sind erfreuliche Symptome. Freilich umfassen diese Jahresabschlüsse das zweite Semester 1906 und der Rückgang der Konjunktur soll erst 1907 fühlbar geworden sein. Aber auch der Ertrag des ersten Halbjahres 1907 war, wenn man aus den veröffentlichten Semesterziffern der großen Montanunternehmen schließen darf, höher als 1906. Harpen erzielte im zweiten Quartal 1907 rund 370 000 Mark mehr als im vorigen Jahr und Dibernia verzeichnete 3,97 gegen 3,72 Millionen. So lange der Kohlenverbrauch nicht nachläßt, hat die Industrie zu thun; aber die neuen Berichte vom Kohlenmarkt meldeten, die eingehenden Aufträge seien nicht mehr schwer zu erledigen. Von einer Kohlennoth könne keine Rede sein. Auch über Wagenmangel wird nicht so laut geklagt. Ganz so stark wie früher scheint die Beschäftigung also nicht mehr zu sein. Bis zu einer ersten Krisis ist der Weg aber noch weit. Auf dem Arbeitsmarkt sah es im Juli ja schlecht aus; noch im Juni kamen auf 100 offene Stellen 94,4 Angebote; im Juli waren's 115. Zum ersten Mal überstieg das Angebot also wieder die Nachfrage; bis dahin hatte der Arbeitsmarkt besser ausgesehen als 1906. Die Verschlechterung ist hauptsächlich durch den Rückgang der Bauhätigkeit bewirkt worden; im Eisenwerke, im Bergbau und besonders in der Textilindustrie (die bis Ende 1908 ausverkauft hat) ist das Verhältnis noch immer unverändert gut. Die Stahlwerkbesitzer verhandeln über die Wiedereinführung der Ende Mai 1907 aufgehobenen Exportbonifikationen. Daß die Beseitigung der Ausfuhrvergütungen in einer Zeit,

der die Pflege des Exports beinahe eben so wichtig erscheint wie die Erhaltung eines aufnahmefähigen Inlandmarktes, nicht sehr klug war, habe ich schon gesagt. Die Stahlwertbesitzer müssen auf dem heimischen Markt inzwischen wohl gemerkt haben, wie unentbehrlich gerade jetzt ein gutes Exportgeschäft ist.

Die Bewegung der Metallpreise ist vielfach von spekulativen Eingriffen abhängig, inmerhin aber lehrreich. Bis Mitte Mai hatten wir in Kupfer, Zink, Blei und Zinn Hausse, besonders stark auf dem Kupfermarkt. Standard-Kupfer erreichte am ersten März den Rekordpreis von 108½ £ für die Tonne, ist aber seitdem bis auf 80½ £ zurückgegangen. Wenn dieser Preisfall die Folge eines eben so beträchtlichen Konjunkturrückganges wäre, müßte man von einer Krise reden. Doch wird eher an Spekulantenmühsal zu denken sein. Im letzten Jahr war in allen Metallen, mit Ausnahme von Blei, der Bedarf größer als die Erzeugung; trotzdem war der Durchschnittspreis von Standard-Kupfer im Jahr 1906 um mehr als 20 £ unter dem höchsten des Jahres 1907. Vielleicht wollte man dem Publikum entgegenkommen; daß der Verbraucher sich bei hohen Preisen zurückhält, versteht sich ja von selbst. Auch jetzt aber hofft Mancher, der Kupferpreis werde noch niedriger werden, und wartet deshalb mit den Bestellungen. Elektrizitätsgesellschaften und Schiffbauer haben zu thun; also kann auch das Kupfergeschäft nicht schlecht sein. Die Rio Tinto-Gesellschaft hat einen großen Theil ihrer Produktion zu einem Preis verkauft, der den londoner Kurs um 8 £ überstieg. Die Bestellungen werden kommen, wenn man sieht, daß Kupfer nicht billiger wird; beim heutigen Einkaufspreis sparen die verarbeitenden Gesellschaften schon ein schönes Stück Geld.

Das Geld ist noch immer theuer. Hätten wir eine Krise, dann würde weniger Kredit verlangt und der Zinsfuß wäre niedriger geworden. Die Geldtheuerung ist in diesem Sinn ein gutes Zeichen. Die Reichsbank kann nicht nur nicht daran denken, ihre diesmal niedrigste Rate von 5½ Prozent zu ermäßigen, sondern sie muß wahrscheinlich früher als je den Diskont erhöhen, da die Rückflüsse geringer sind als im vorigen Sommer. Am zehnten Oktober 1906 stieg der amtliche Wechselzinsfuß auf 6 Prozent; diese Höhe wird er jetzt wohl früher erreichen und das Jahr 1907 wird einen Durchschnittsdiskont von mehr als 6 Prozent aufweisen. Auch in Amerika ist die Geldklemme noch enger geworden. Eisenbahn- und Industriegesellschaften können drüben nur zu sehr lästigen Bedingungen Kapital aufstreifen; die Bejuchung amerikanischer Bankiers, durch Begebung von Finanzwechseln Geld in Europa flüssig zu machen, sind zum großen Theil gescheitert; dazu kommt, als Folge des Kampfes gegen die Trauß, eine Verstimmung der Hochfinanz. Bei uns hat man noch nicht viel davon gemerkt, daß die Industrie unter der Geldnoth sehr leidet. Man gewöhnt sich an Alles, sogar an theures Geld. Die Nachfrage ist nicht geringer geworden. Aber die Bankdirektoren lächeln meist nur, wenn man Geld von ihnen verlangt; und diese Schwierigkeit der Beschaffung kann auf die Dauer doch gefährlich werden. Die Halbjahresbilanzen einiger Provinzbanken konnten beträchtliche Steigerungen der Zinsen- und Provisionsgewinne verzeichnen. Auch die Großbanken haben aus der Geldtheuerung Nutzen gezogen; aber sie haben mit großen Abschreibungen und erheblichen Ausfällen im Effekten- und Konjunktialgeschäft zu rechnen. Die Gesamtsumme der Emissionen ist beträchtlich zurückgegangen und die Unterbringung der neuen Papiere war, bei der geringen Kauflust des Publikums, schwieriger als sonst. Die Portefeuilles der Banken werden also recht voll sein; und die Effekten- und Kon-

fortialgewinne, die schon Ultimo 1906 fast bei allen Berliner Instituten geringer waren, werden Ende 1907 einen noch niedrigeren Prozentsatz des Gesamtgewinnes ausmachen. Man wird gut daran thun, die schematischen Liquiditätsberechnungen nicht als Maßstab für die Beurtheilung der „Bonität“ der Großbanken zu verwenden; sonst könnte man zu ähnen Ergebnissen kommen. Je mehr die großen Kreditinstitute in den Mittelpunkt des Wirtschaftsverkehres gedrängt werden, desto schwerer wird es ihnen, liquid zu bleiben. Das Mißverhältniß zwischen Aktienkapital und fremden Geldern vergrößert sich; das eigene Kapital kann, schon im Interesse der Rentabilität, nicht in so schnellem Tempo erhöht werden, wie die Depositensumme wächst. In den „Debitoren“ stecken viele Vorschüsse auf Effekengeschäfte, deren Realisirung von der Entwicklung der Börsen- und Geldmarktverhältnisse abhängt und die man deshalb nicht zu den gleich greifbaren Mitteln rechnen kann. Ueberhaupt ist heute sehr schwierig, zu sagen, was „greifbar“ Aktien sind. Bargeld (mit Sorten und Coupons), Wechsel und Bankguthaben: mehr kann man nicht dazu rechnen; denn deutsche Staatspapiere sind heutzutage ja nicht mehr verkäuflich. Die mangelhafte Liquidität muß man also hinnehmen; sicher und solid sind unsere großen Banken ja trotzdem. Wenn, wie es heißt, die Dividende auf der vorjährigen Höhe bleibt, hätte die Verzinsung sich wesentlich gebessert: die Kurse sind ja um 15 bis 20 Prozent niedriger als im Januar. Diese Verschiebung der Rentabilität zeigt sich bei allen Börsenpapieren. Die Kurse sind so niedrig, daß jede Krisis in ihnen schon diskontirt ist. Von ungesunden Verhältnissen kann kein Unbefangener sprechen. Wenn erste Industriepapiere, wie Bochumer, Laura, Harpener, A. E.-G., trotzdem das Geschäft unverändert gut ist, im Lauf dieses Jahres um 20 bis 30 Prozent gefallen sind, so ist damit jeder spekulative Kursaufschlag, der etwa noch vorhanden gewesen sein mag, reichlich ausgeglichen. Wer heute dem Publikum nicht äußerste Vorsicht bei der Hergabe seiner Papiere anrät, handelt unverantwortlich; selbst eine Krisis könnte jetzt ja auf dem Kurszettel nicht mehr fürchterliches Unheil anrichten.

Kleine Umstände heute bewirken oft starke Kurschwankungen. Wenn das Publikum, wie vielfach behauptet wird, das Bewußtsein hätte, daß die Rentabilitätsverhältnisse sich geändert haben und es deshalb eine höhere Verzinsung fordern dürfe, dann würde es jetzt gute Papiere kaufen. Das geschieht aber nicht, wie der stete Kursrückgang beweist. Die Entwertung der englischen Konsols zeigt, daß heute das „vornehmste Anlagepapier der Welt“ nicht mehr so suggestiv wirkt wie bisher. Der Engländer kauft Argentinier, Brasilianer, Chinesen und Russen, nimmt vergnügt 6 bis 7 Prozent Prozent Zinsen und pfeift auf the biggest paper, das einst den Ruhm Goschens als eines Finanzgenies begründete. Seit dem Vorenfrieden sind Konsols um 14 Prozent gefallen; sie stehen heute nicht höher als unsere dreiprozentige Reichsanleihe, die der Vollblutritze stets nur als Anlagewerk zweiter Güte gelten ließ. Die Vettern haben früher als wir eingesehen, daß sich das Rentabilitätsverhältniß geändert hat. Auch der konservative Franzose, dessen dreiprozentige Rente allerdings noch thurmhoch über den deutschen und englischen Staatspapieren steht, trachtet allmählich nach höherer Verzinsung. Die deutschen Börsen leiden unter der drückenden Last des Kassageschäftes und unter dem Verbot des Terminhandels. Daran darf man jetzt wieder erinnern; die Zeit, wo der Bundesrath die Arbeit aufnimmt, ist ja nicht mehr fern. Normale Zustände werden wir erst wieder erleben, wenn die Wirkungen des thürdichten Börsengesetzes beseitigt sind. Adon.

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kuxenabteilung
Abteilung für
Actien und
Börsennotiz.

Kommanditist von S. H. Oppenheimer jr. Hannover.
Essener Niederlassung: Münzschelmer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf, Teleg.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte. Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Amt IIIa. 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313, 1033 Hannover 55, 2046, 2614.
Specialabteilung für Kolonialwerte.

(unt. Vorb)	Kauf. %	Verk. %	(unt. Vorb)	Kauf. %	Verk. %
Afrikanische Compagnie	106	110	„Means“ Pflanzungsges., A.-G. .	—	85
Borneo-Kautschuk-Compagnie	—	98	Mollwe Pflanzungsgesellschaft	79	85
Deutsche Agaven-Gesellschaft	—	120	Neu-Guinea-Comp.-Vorzug-Amt.	92	99
Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges.	15	20	Safata Samoa-Gesellschaft	—	100
Deutsch-Ostafrik. Ges. St.-Ant.	98	102	Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G.	—	98
do. Vorz.-Ant.	99	102	Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant.	29	32
Deutsche Hdt.-u. Plant.-Ges. d. S.-L.	212	217	Westafrik. Pflanzungsgesell-	—	—
Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestaf.	190	196	schaft „Bibundi“, St.-Ant.	66	74
Deutsche Samoa-Gesellschaft ...	—	85	do. Vorz.-Ant.	101	—
Jaluit-Gesellschaft,	335	360	Westafrik. Pflanzungsgesell-	—	—
Kamerun-Kautschuk-Compagnie	—	99	„Victoria“ Anteile	123	128

Eigenhändler und provisionfrei ab. Abgeschlossen 18. August 1907.

Schriftsteller

III Bekannter Verlag über. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. J. 205. an Haasen-stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Soeben erschien die vierte Auflage von:

Die unsterbliche Kiste



Die 333 besten Witze der Weltliteratur.
Befür- und bevorwortet von
Alex. Moszkowski.
Preis M. 1.50.

Vom
Publikum
und Presse

glänzend
aufge-
nommen.

Zu haben bei allen Buchhandlungen!
Gegen Einsendung von Mk. 1.60 (inkl. Porto) direkt vom Verlag der
„Lustigen Blätter“ in Berlin SW. 68.


Berliner-Theater-Anzeigen
Neues Schauspielhaus

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 23. Sonnabend, den 24. Sonntag, den 25. und Montag, den 26/8.

Ensemblegastspiel unter Raffles
 Leitung von Harry Walden. (Sommerpreise).

Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

 Die Anton und Donat Herrfeldsche Novität **„Madame Wig-Wag“** Operetten-Burleske.
 Musik von L. Hal.

 Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**
 mit den Autoren Anton und Donat Herrfeld in den Hauptrollen.
 Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

VERZEICHNISSE KOSTENLOS

GRIEBENS REISEFÜHRER

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

VERLAG von ALBERT GOLDSCHMIDT - BERLIN W 12

**Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke,
 Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borst. 9

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Bettenzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.
Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 100.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 23. und Sonntag, den 25./8.
Das Wintermärchen.
 Sonnabend, den 24. und Montag, den 26./8.
Robert und Bertram.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.
Der Teufel lacht dazu
 Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
 in 8 Bildern von Julius Freund.
 Musik von Victor Hollaender.
 Bender. Heila Frankho
 Josephi. Georg Kaiser
 Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Kammerspiele.

Anfang 8 Uhr.
 Freitag, den 23. Sonnabend, den 24. Sonntag,
 den 25. und Montag, den 26./8.

Frühlings Erwachen.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Neues Theater

Freitag, den 23. Sonnabend, den 24. Sonntag,
 den 25. und Montag, den 26./8. Abds. 8 Uhr.

Der Dieb.

Ein Stück in 3 Aufzügen v. Henry Bernstein.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 23. Sonnabend, den 24. Sonntag,
 den 25. und Montag, den 26./8. Abds. 8 Uhr.

Vater und Sohn

Lustspiel von Gustav Essmann.
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung. Direktion: Richard Zernik
 Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
 neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Dr. Ziegelroth's

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannesebahn.

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung
 Festleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C
 für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sana-
 toriums. Zu beziehen durch das Büro von



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker-Werkstätten übernehmen die Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gutzäulen, Herrenhäusern, Schlössern, Villen, Eärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungseinrichtungen.

Sanatorium Trebschen

Schnellzugstation Züllichau

Moderna Kuranstalt für diätet. u. physikal. Heilweise
 Individuelle Behandlung. Beste Heilerfolge. Höchster Komfort.
 Künstler. Einrichtung. Sommer und Winter geöffnet. Prop. freil.
 Dirig. Arzt: **Dr. med. Brennecke**, fröh. Assistent von Gebeirnat
 Prof. Dr. Unverricht (Magdeburg) und Prof. Dr. Boas (Berlin)

Eheschliessung in England!

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Rargeber für Reflekt. 1,50 M. durch alle Buchhandlungen.
 Broek & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Schockethal

M. GEBERT, INHABER, FRIEDRICH, 11, BUNDESTRASSE, 11, GIBING, GEBIRGSEISENERLAGER, PRAG. TEL. 2514 Amt Canal. Dr. Schönmüller

Morphium-

Entziehungskuren
 teilt im
 Hause des
 Patienten

R. Rehfeld, Adr. Berlin NW., Piltzwallstr. 10.

	<h1 style="margin: 0;">MANNHEIM 1907</h1> <h2 style="margin: 0;">INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE</h2> <h3 style="margin: 0;">GARTENBAU- AUSSTELLUNG</h3>	
<p>1. MAI</p>	<p>PROTEKTOR: S. M. HOHEIT GROSSHERZOG FRIEDRICH VON BADEN</p>	<p>20. OKT.</p>

Geschäftliche Mitteilungen.

Gebrüder Herrfeld-Theater. Wohl selten hat sich eine Novität so im Fluge die Gunst des Publikums erobert, als Anton u. Donald Herrfelds Operettenburleske „Madame Wig-Wag“, die allabendlich Stürme der Heiterkeit entfesselt. Gleichwellig am zwerchfellerschütternder Komik ist und bleibt die drastische Separé-Affäre „Es lebe das Nachtleben.“

Herbst-, Obst-, Trauben- und Winterkuren. Um frisch und neugekräftigt dem schümmen winterlichen Feinde entgegenzutreten zu können, bietet sich zu **erfolgreicher Herbstkur** nirgends bessere Gelegenheit, als in der reizvollen, klimatisch so sehr begünstigten **Bodenseelandschaft** und hier nirgends besser als in dem rühmlichst bekannten **Sanatorium Oberwald bei St. Gallen**, der schönsten und grössten Naturheilanstalt der Schweiz, geleitet von 2 Ärzten und einer Aerztin. Vortreffliche Kureinrichtungen. Bis Ende Oktober Luft- und Sonnenbäder im Freien. Alle Heilfaktoren der physikal. diät. Heilweise auch im Winter. Landschaft mit welligem Terrain für **Wintersport** und Abhärtungskuren vortrefflich geeignet. Konzerte und gutes Theater im nahen St. Gallen. Vortreffliche Küche, elektrisches Licht, Zentralheizung, aller Comfort. Eine kräftige Herbstsonne bringt das Obst und die würlige Traube des Gestades zur vollen Reife, die **Obst- und Traubenkur in Oberwald** ist daher ebenso **erfolgreich** als an den oberitalienischen Seen oder am Genesee, wo oft Lirm und Ueberhüllung herrschen. Ein bekannter Schriftsteller, grosser Verehrer des „schwäbischen Meeres“, sandte im vorigen Herbst nachstehenden Gruss in die deutsche Heimat:
 Das „Meer“ erglänzt, die Wiesen blüh'n,
 Der Hochwald rauscht, die Alpen glüh'n,
Herbstsonnenschein fand ich, Genesung und Freud',
 So klingt mein Gruss aus Oberwald!

Ausführliche Prospekte (reich illustriert) versendet das Sanatorium Oberwald bei St. Gallen gratis und franko.

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel. Mk. 2 800 000.— Vorzugsaktien

berechtigt zu einer mit eventueller Nachzahlungsverpflichtung ausgestatteten Dividende von höchstens 5 pCt., vom 1. April 1912 ab durch Auslösung mit 106 pCt. oder durch Ankauf amortisierbar.

(2800 Stück über je Mk. 1000 No. 7001—9800)

der
Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft
Conrad Uhl's Hôtel Bristol-Centralhôtel, Berlin
sind zum Handel an der Berliner Börse zugelassen worden.

Berlin, im August 1907.

Braun & Co.

**MAGEN-
DARM-
KRANKE**

wend. wien *) z. Laborach. H. Krieger - zwecks. durch Vermitgl. d. Kaiserl. - an d.
Spezial-Laboratorium für stuhlanalytische Aufgaben

Dr. Thalwitzer,

Talife. Anweisungen. Kötschenbroda/Dresden. Versandgefässe.

*) Die wissenschaftliche Stuhlanalyse schafft genau Einblicke in die Funktion des Verdauungsweges und ist für die Hebrsal der Fälle Grundlage jeder rationellen Heilbehandlung! Das Laboratorium ist hinsichtlich Spezialisierung und methodischer Zusammenarbeit von Arzt und Chemiker das einzige seiner Art!

Nur für 10 Mark!

Erhalten alle Herren und Damen, die Jahr, Monat und Tag der Geburt angeben, eine hochwichtige Enthüllung astrologische Offenbarung über Charakter, Lebensschicksale und Zukunft. Da ich auch für ganze Familien das Horoskop stelle, bitte ich die hohen und allerhöchsten Herrschaften um gütige Aufträge.

Astrologe Adolf Grodzinkat
in Kittau via Gellerswalde
Ostpreussen.

Nöeben erschien d. 3. Auflage von

Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit Übers. v. R. Schmidt.
500 Seit. br. 12 M., Geb. 14 M.

Dasselbe **Liebhäber-Ausgabe** nur in
25 Expl. gedr. 20 M., Pergüt. 30 M.

Inhalt: I. Allg. Teil. II. Lieb. d. Liebesgötter. III. Der
Verkehr u. Mädchen. IV. D. weibl. Frau. V. D. braud.
Frauen. VI. D. Heirat. VII. D. Gebirliche.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rieh. Schmidt. 571 Seit. 10 M., Geb.
11 1/2 M., Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Heilmagnetismus.

Zur gründlichen Ausbildung im magnetischer Heilmethode durch einen prakt. Arzt wollen sich Herren und Damen, welche sich für dieses Fach interessieren, für einen demnächst beginnenden 4wöchentlichen Kursus melden. Personen, welche sich hierzu für befähigt halten, wollen mehrere Details uml. N. 1491 an Heiner. Eisler Annoncen-Expedition Berlin, Jerusalemerstr. 66 einsenden.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Aufreicherung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche gep. 25 Pf. frei. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. I. G. Bröckmann, Dresden, Moszinskystr. 6.
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Beratselung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungsapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktemässig nachweisbar.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 59. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu s

Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt

vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a

entgegengenommen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**Waldemar Stahknecht, Neuhaldensleben**Kunstkeram. Erzeugnisse
(Büsten, Figuren, Wanddekorationen i. Fayence, Majolika, Terrakotta)
Spezialität:**Bronce-Gefässe u. Blumenkübel**Patinierte, geschliff. Fonds. * Pol. plast. Goldornamente.
Wasserdicht! Dauerhaft!Neue Dekore: **Getrieben Kupfer und Eisen.**
Erhältlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt**BERLIN****DER KAISERHOF**

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-6.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

mit beschränkter Haftung

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher Amt VI, No. 1906 u. 1907

empfiehlt die von ihr neu geschaffenen und notierten

Nafta-Brutto-Certificateüber grundbuechlich eingetragene Brutto-Gewinnbeteiligung an erstklassigen, bereits **fündigen** Naftawerken Ost-Galizien-Tustanowice. Die sofort monatlich zahlbaren Erträge — bis 300 Mark im Monat pro Certificat — ermöglichen**schnellste Amortisation in 5—8 Monaten**
und sichern langandauernde aussergewöhnlich hohe Gewinne.**! Frei von jeder Nachzahlung !**

Preis pro Certificat M. 600—1800.—

Gewissenhafter Rat in allen Nafta-Angelegenheiten
kostenlos und bereitwilligst.

Bankhaus Car Neuburger
 Eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekekarischen
 Verpfändung zu angemessenen Zinsen nachzuweisen, was für den Geldgeber
 ein grosses Interesse ist.

9-4 Uhr.
Bankhaus Car Neuburger
 Berlin, Wilhelmstrasse 70B. Telefon Amt 1, 9616, 9611, 9301.
 Verkauf von Aktien, Obligationen, Bausparanteilen von
 b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen Sonder-Abteilung für Deutsche
 Anleiher. Ausführl. Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostentl. zur Verfügung.

Lebensversicherung
 der
Lebensversicherung
 Ausführliche Prospekte
 gesucht. Urteil u. amtliche
 gen. Nr. 1000. Berlin, Unter den Eichen
 Paulsenstr. 10. Tel. No. 70.

Observer Unternehmen für
 Zeitungs-Ausschnitte
 Wien I, Concordiaplatz 4.
 Hat alle hervorragenden Tagesjournale, Pa-
 trier, Wochenblätter, Illustrierte und
 sendet auf Wunsch in beliebiger Anzahl
 Zeitungs-Ausschnitte
 über jedes geänderte Thema.
 Prospekt gratis.

Cabinet-Comet
Graeger
Seck
 Gold Silber
 Zu beziehen durch
 Weinhandlungen
Carl Graeger
 Seck-Keiler
 Hochheim a. M.

MURATTI'S

 Keilige Fabrik in Deutschland
 Original Engländer Arbeit

Apostata
 von **Maximilian Harden**
 8 Tausend 8 Bände à Mark 2.—
 Inhalt vom 1. Band: Parisien. Die
 unheimliche Kollage. Bismarck
 als Verräter. Die Maffei-Gründe.
 Die Verbrechen des 19. Jahrhunderts.
 Der heilige Rock. Das goldene
 Horn. Der kaiserliche Hof. Der
 Herr O'Shea. Nizza und Eriani.
 Die Verbrechen der Kaiserin. Veroin
 und Fuzizi. Die Kaiserin. Veroin
 und Fuzizi. Sommerfeld's Kacher. Su-
 mme.
 Inhalt vom 2. Band: Bei Bismarck
 in Lessings Doublette. Der Fall
 Apostata. Germania white
 Thiam. M. R. Erick. Der ewige

Im herrlichen Zuckental!
Sanatorium
Zuckental
 (Omphausen)
 Schloß-Warburg-Schreiberhaus
 Petersdorf im Riesengebirge
 für chronische, innere Erkrankungen, nach
 Rekoneszenten-Zustände
 Diätische Kur.

Allgemeine Ausstellung für Büro-Bedarf Ausstellungshalle am Zoolog. Garten Berlin, 5. bis 20. Oktober 1907

Es kommen zur Ausstellung:

Gruppe I. Mechanische zeitersparende Hilfsmittel.

- Klasse 1. Schreibmaschinen.
 " 2. Rechen- und Addiermaschinen.
 " 3. Vervielfältigungsapparate.
 " 4. Kopiermaschinen.
 " 5. Sprechmaschinen.
 " 6. Stenographiermaschinen.
 " 7. Telephonapparate.

Gruppe II.

Zubehörtelle für die in Gruppe I benannten Klassen.

- Klasse 1. Farbbänder.
 " 2. Kohlepapiere.
 " 3. Vervielfältigungsfarben, Wachapapier und ähnliche Artikel.
 " 4. Schreibmaschinen-Vervielfältigungs- u. Kopierpapiere.
 " 5. Walzen für Sprechmaschinen.

Gruppe III.

Büromöbel u. Büroausstattung.

- Klasse 1. Schreibtische, Stühle, Registraturschränke und Kästen, Aktenständer, Barrieren, Abteilungswände, Telephonzellen, Tische, Schränke usw.

- Klasse 2. Beleuchtungsgegenstände, Ventilatoren, Linoleum, Teppiche, Vorhänge, u. sonstige Ausstattungsgüter.
 " 3. Goldschränke, Kassetten.

Gruppe IV. Bürobedarfsartikel.

- Klasse 1. Schreibutensilien.
 " 2. Geschäftsbücher.
 " 2. Tinten und andere chemische Produkte.

Gruppe V.

Technische Bürohilfsmittel.

Gruppe VI. Kartenregistratur, Statistik, Organisation.

Gruppe VII. Beförderungsmittel, Bekleidung.

Gruppe VIII.

Kollektiv-Ausstellungen.

- Klasse 1. Das kaufmännische Büro.
 " 2. Das technische Büro.

Gruppe IX.

Stenographie, Handelswissenschaft, Handelsschulwesen.

Gruppe X.

Literatur für das gesamte Ausstellungsgebiet.

Ausführliche Prospekte, Ausstellungspläne usw. versendet

Der Arbeitsausschuss.

(Offizielles Büro: Berlin W 15, Joachimsthalerstr. 45, Portal I.) Tel. VI, 8184.